Doppelleben.

Roman

von

Wilhelmine v. Hillern,

geb. Birch.

Nicht, was die Welt uns ist, was wir der Welt sind, ist maßgebend für unser Glück.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

Ihrer

verehrten und geliebten Mutter

Charlotte Birch-Pfeiffer

die Verfasserin.

Dir, beste Mutter, gehört dieses erste Ergebniß eines Strebens, das Du in mir geweckt, das Du in treuem Verein mit meinem theuern Vater durch Dein kräftiges Beispiel entwickeln halfst.

Empfange es als schwaches Zeichen der Dankbarkeit für eine Liebe, welche zu lohnen ein ganzes Leben nicht hinreicht!

Freiburg, im Breisgau, Juli 1865.

I.

Innere Spaltung.

In einem eleganten Gemach, welches Luxus und Reichthum mit Allem ausgestattet, was die phantastische Industrie unserer Zeit bietet, gingen raschen Schrittes zwei herrliche Gestalten auf und nieder, eine nicht mehr jugendliche, aber majestätisch schöne Frau, eine ächte Französin und „Lionne" der Gesellschaft, und ein junger Mann mit vornehmer, etwas schroffer Haltung, dunklem Haar und scharf gezeichneten Zügen. Beide näherten sich einander bald leidenschaftlich, um sich mit lodernden Blicken zu betrachten, bald entfernten sie sich, um ihren rastlosen Gang fortzusetzen. —

„Es hilft nichts, wir müssen uns trennen," rief nach einer Pause der Jüngling. — „Die Leidenschaft für Dich zerstört mein ganzes Leben, meine Studien bleiben liegen, Nichts hat mehr Reiz für mich, als

was mit Dir im Zusammenhang steht, meine Phantasie beschäftigt sich nur mit Dir, ich kann Nichts mehr arbeiten, Nichts mehr denken, Nichts mehr schaffen, und reiße ich mich nicht los aus diesem Kampfe, so werde ich ein Ehrloser, — oder ich verzehre mich in ewiger Qual und gehe zu Grunde! Deshalb müssen wir scheiden für immer.“ —

Keine Antwort erfolgte. Die Lionne hatte sich auf eine der Causeusen geworfen, die unter dicht bewachsenen, von rothen Krystallampeln erleuchteten Epheu-Nischen standen. Sie starrte in das milde Halbdunkel hinaus und eine Thräne rollte langsam über ihre Wange. Unser Held wandte sich um, als er vergeblich auf Antwort gewartet hatte, und betrachtete glühend das schöne Bild. —

Tiefe Stille herrschte in dem reizenden Gemach, nur durch das Plätschern eines kleinen Springbrunnens, der in ein marmornes Goldfischbecken fiel, unterbrochen. Zahllose Hyacinthen hauchten unter hohen exotischen Gewächsen ihre Düfte aus, zwischen schweren seidenen Vorhängen und Portièren schimmerten Marmorgruppen hindurch, denen das matte purpurne Licht Leben anzuhauchen schien. Alles athmete Liebe und verschwiegene Wonne. Magnetisch angezogen kniete unser Held bei

der schweigend zurückgelehnten Gestalt nieder, und die herabhängende Hand küssend, flüsterte er: „Großer Gott, wenn Du weinst, wie soll ich Kraft finden, diesen Augenblick zu überwinden? O laß mich nicht alle Schmerzen durchleben, die nur ein Dämon dem schwachen Menschen ersinnen kann. Wenn Du ein Herz hast, das zu weinen vermag, so wirst Du mir aus Barmherzigkeit diesen Abschied erleichtern. Wenn Du mich wahrhaft liebtest, würdest Du mich nicht mit aller Macht der Versuchung in ein Verhältniß zu Dir bringen wollen, um dessenwillen Du mich vor Deinem besseren Ich verläugnen und verwerfen mußt!“—

„Was will ich denn,“ war die Antwort, „ich will Dich halten, Dich meine ganze Glückseligkeit! Ich will, ich kann Dich nicht mit kaltem Blute scheiden sehen, ich kann Dich nicht aus diesen Armen lassen, die in Dir mein Leben umschließen. Was verliert mein Gatte, wenn er durch Dich erhält, was er selbst nicht zu erreichen versteht: eine glückliche Frau; was verliert er, wenn das Lächeln, das ich ihm heucheln mußte, zur Wahrheit wird? Was hat er aus mir gemacht? — Eine Puppe der Gesellschaft, eine Maschine seiner leeren Eitelkeit, — was verliert er, wenn

diese Puppe Leben gewinnt? Er hat nie ein Herz von mir verlangt — beraube ich ihn, wenn ich das, was er nicht schätzt, nicht kennt, einem Andern gebe, der es ersehnt, den es beglückt?"

Sie schwieg und drückte einen leisen Kuß auf das lauschende Ohr ihres Freundes. Von ihrem melodischen Flüstern und warmen Hauch betäubt, lehnte er sein heißes Gesicht an ihre Brust und vermochte Nichts zu erwiedern. —

Sie umschlang ihn fester und fuhr fort, in einen Ton zärtlichen Vorwurfs übergehend: „Du bist jetzt, wo unser Verhältniß sich entscheiden muß, so streng, so gewissenhaft kalt und doch — wer warf diese Neigung in mein erstarrtes Herz? Wer bestürmte mich, meinen Aufenthalt hier in Deutschland zu verlängern? Wer wußte mit tausend kleinen süßen Tändeleien diese Leidenschaft in mir anzuregen? Warst Du es nicht, derselbe, der mich jetzt verwirft?"

„O mein unseliger Leichtsinn, er straft mich schwer", murmelte er tief athmend, „aber da er mich bis hierher geführt, soll er mich wenigstens nicht weiter führen!" —

Er wollte sich erheben, doch sie hielt ihn: „Liebst

Du mich denn nicht?“ fragte sie in Thränen ausbrechend.

„Ich glühe ja für Dich“, rief er und nahm sie in seine Arme, „aber soll ich, weil ich unbedacht war, nun auch gewissenlos sein? Soll ich, weil ich Dir den Frieden Deines Herzens nahm, nun auch den Frieden Deines Gewissens nehmen? Soll ich, weil Langeweile und unedler Hang mich eine unwürdige Freundschaft mit d'Anneaud, Deinem geist- und herzlosen Gatten anknüpfen ließen, nun auch noch zum Verräther an seiner und meiner Ehre werden?“

„So geh'“, hauchte die schöne Frau, und entzog sich erbittert seinen Armen, „geh', wenn Du die Kraft dazu hast.“

„Du selbst giebst sie mir, denn Du verstehst mich nicht! Je fester Du mich hälst, desto sicherer findet mein edleres Sein die Kraft, sich Dir zu entwinden. Ich bekenne es, ich habe zwei Naturen in mir, die eine lechzt nach Dir, die andere aber wendet sich unverstanden von Dir ab, und in diesem Augenblick feiert sie ihren höchsten, schmerzlichsten Sieg, da sie mich Dir entsagen läßt. — Ja, ihren *schmerzlichsten* Sieg,“ wiederholte er, indem er die empörte Frau mit fieberhafter Zärtlichkeit an sich riß, — „Du

weinst, aber mir blutet das Herz, herrliches, reizendes Weib, und was ich leide, ist unsäglich." —

Noch einen Augenblick athmeten sie, Lippe an Lippe, endlich riß er sich mit gewaltsamem Entschluß von ihr los und stürzte ohne ein Wort weiter hinaus.

„Henri," rief sie dem Fliehenden mit ersterbender Stimme nach. Vergebens, Henri eilte die Treppe hinab, sprang in seinen Wagen und rief dem Kutscher zu: „Nach Ottmarsfeld"!

Ottmarsfeld, das Stammgut Heinrichs von Ottmar, auf dem er ganz allein mit seiner Dienerschaft lebte, lag zwei Stunden von der Residenz entfernt. —

Noch innerhalb der Stadt sah sich Heinrich unzählige Male nach dem lockenden Hause um. Als aber der Wagen rasselnd durch das Thor fuhr, hüllte er sich in seinen Mantel und versank in tiefes Nachdenken.

Empfindlich traf ihn die Schärfe der Nachtluft und er drückte sich, leicht schauernd, in die Wagenecke. — Kahl und starr ragten die Bäume der Chaussee in die Nacht. Dann und wann scheute ein Pferd und sprang vor einem Schatten zur Seite. Ein leiser Fluch und ein Peitschenhieb erfolgte darauf, dann war Alles wieder still, bis auf den gleichmäßigen Hufschlag

der trabenden Rosse. Heinrichs erhitzte Phantasie verglich emsig diese unheimliche kalte Fahrt mit der Stunde, die er in dem duftigen prunkvollen Boudoir an der Seite der schönsten, leichtsinnigsten Frau verlebt hatte. Er schloß die Augen vor seiner traurigen Umgebung und zauberte sich wieder all' die Statuen, Blumen und jenen Moment vor die Seele, wo die herrliche Gestalt auf seidener Causeuse weinend in ihrer ganzen Schönheit vor ihm hingegossen war.

„Thor der ich bin“ — sagte er zu sich selbst, — „welch ein Phantom ist es, für das ich mich opfere? Welcher Zweck, welcher Lohn harrt meiner für diese übermenschliche Entsagung? Bis jetzt keiner, als Verwünschungen auf den Lippen, die mir eine beseligende Gluth darbringen wollten, und Mißmuthsthränen in den eigenen Augen. Ja, sie hatte recht — wer verliert etwas, wenn wir Beide glücklich sind? Soll mir die beste Jugendzeit enteilen in verzehrendem ungestilltem Verlangen, — soll ich meine Studien unter diesen inneren Kämpfen leiden lassen und die Schmach eines schlechten Examens auf mich laden? Wird das Alles aufgewogen durch die imaginaire Pflicht, die mir der Freundestitel, mit welchem ich ihren einfältigen Mann beehrte, auferlegt, deren Verletzung er ebenso wenig be-

merken wird, wie ihre gewissenhafteste Erfüllung? Wird es aufgewogen durch den Preis der Achtung vor sich selbst und beruht diese nicht auch auf relativen Begriffen — ist sie nicht im Grunde nur eine gespreizte Koketterie mit sich selbst? Was nützt mir alle Hochachtung vor meinem trefflichen Ich — wenn mich die Welt einen Dummkopf nennt, weil ich unter dem Bann dieser Leidenschaft meine Studien und meine gesellschaftlichen Interessen vernachlässigte? Wenn man mit Fingern auf mich zeigt, als auf einen unfähigen Menschen, werde ich da nicht bedeutend in meinem eigenen Ansehen sinken?" Sein Blut erhitzte sich mehr und mehr, je kälter sein Verstand das zerlegte, was ihn noch kurz zuvor eine unverletzbare Pflicht gedünkt hatte. — Der moralische Anlauf, den er in dem Gespräche mit Frau d'Anneaud genommen, war nicht kräftig genug, um ihn vor dem Rückfall zu schützen, — dieser letztere war da! — „Ich komme nicht zur Ruhe," dachte er, „ehe das schöne Weib mein ist, dann erst werde ich wieder ich selbst. Hat mir doch mein Vater stets gesagt, daß wir uns nicht besser gegen die Macht schützen können, die eine Frau über unser Herz gewinnt, als dadurch, daß wir sie vor uns selbst erniedrigen. — Wie würde der kalte kluge Weltmann lächeln, wenn

er noch lebte, und sähe, wie ich mich bemühe, dies Weib auf einen Standpunkt zu stellen, von dem es selbst herabsteigen will; wenn er sähe, wie meine Liebe die heilig hält, die gar nicht geheiligt sein will! — Und ihr Gemahl? nun, wenn er es entdeckte, so gäbe ich ihm Genugthuung mit ein paar Unzen Blutes und keiner meiner Bekannten wird mich um des Scandals nur halb so verachten — als ich selbst es vielleicht thäte."

Er zog die Uhr, er wollte, wenn es noch Zeit war, umkehren. — Es war zu spät, die Stunde vorbei, wo er Frau d'Anneaud allein treffen konnte. Er biß die Zähne auf einander und barg, wie von Fieberfrost geschüttelt, das Gesicht in den Mantel.

Der Wagen bog in ein dichtes Gehölz ein und hielt endlich vor einem großen eisernen Gartenthor.

„Sie sind unwohl, gnädigster Herr," sagte der alte Kammerdiener, als Heinrich fröstelnd in das Schloß trat.

„Ja, ja, ich fühle mich sehr leidend," antwortete er und suchte sein Schlafgemach auf, um in brennender Ungeduld den folgenden Tag zu erwarten, der ihm Gelegenheit geben sollte, in den Armen der schönen

Frau seine Sprödigkeit von gestern gut zu machen. Der andere Morgen aber brachte einen Abschieds-Brief von Madame d'Anneaud, welcher ihm anzeigte, daß sie unverzüglich in ihre Heimath nach Paris zurückkehre. Er war geschrieben mit dem ganzen Zorn und Stolz eines Weibes, das die tiefste Beschämung erfahren hatte, die, mehr geboten zu haben als begehrt und angenommen wurde, und das nun durch doppelte Kälte und Härte die frühere zu große Hingebung gewissermaßen ableugnen will. — Der zwanzigjährige Jüngling war noch zu sehr Neuling im Verkehr mit Frauen, um zu wissen, daß diese strengen Anwandlungen so wenig Stand halten, wie der Stolz, dem sie entsprossen und der bei solchen Damen nur zu oft die Stelle des ächten Ehrgefühls vertritt. Heinrich war hoffnungslos niedergeschmettert und wie Alles, was sich uns versagt, unsre Wünsche doppelt anregt, so war nun die zürnende verlorene Frau in seinen Augen viel reizender als die liebeflehende verschmähte, und Reue und Leidenschaft tobten mit der Gewalt eines zwanzigjährigen Voll-Bluts in ihm. — Es war das erste Verhältniß solcher Art, das Heinrich angeknüpft, das erste große Gefühl seines Lebens. Derartige Epochen mit ihren inneren Revolutionen sind es, in denen die

Elemente des inneren Wesens sich entweder zersetzen, von einander ausscheiden oder harmonisch verschmelzen. Sie sind maßgebend für die Richtung des ganzen Lebens. —

Heinrich von Ottmar war erzogen ohne alle Liebe. — Seine Mutter starb, als er noch nicht das fünfte Jahr erreicht hatte; sein Vater, ein herzloser imposanter Aristokrat, war Obersthofmeister am Hofe des Fürstenthums H., in welchem auch Heinrich nun seine Carrière machen sollte — und alles Streben des stolzen ehrgeizigen Mannes ging nur dahin, seinem Sohne die Ideen einzuimpfen, die ihn, wie er glaubte, groß gemacht und Heinrich ein gleiches Schicksal bereiten sollten. — Er war eine von den tyrannischen Persönlichkeiten, die selbst, wo sie beglücken wollen, Unheil stiften, weil sie der Individualität keine Rechnung tragen und das ihrer Fürsorge verfallene Opfer zwingen, nicht auf seine, sondern auf ihre Art „glücklich" zu sein. — Er brachte nur Zwiespalt in die junge, von der Entwickelung der Zeit symphatisch angezogene Seele Heinrichs, indem es ihm einerseits gelang, seinen Ehrgeiz zu wecken und nur auf ein Ziel hinzulenken, — das der Macht und des Ansehens auf den scheinbaren Höhen der Gesellschaft, — andrerseits er aber

nicht vermochte, den Hang nach den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit in ihm zu unterdrücken, die dem reactionären, zum Ultramontanismus neigenden Mann ein Greuel waren. Auch hier wieder von dem Wahne befangen, alles mit Gewalt durchsetzen zu können, drohte er nach manchen heftigen Scenen dem unreifen wehrlosen Knaben mit Verstoßung, Fluch und Enterbung. Aber mit Drohungen und Strafen widerlegt man keine Ansicht, reißt man keine Ueberzeugung aus der Seele, — sondern man zwingt sie höchstens sich zu verbergen, wo sie zu ohnmächtig ist zu kämpfen. Heinrich gewöhnte sich zu schweigen — zu heucheln, in einem Alter, wo er noch nicht Zurechnungsfähigkeit genug besaß, um die moralische Tragweite und Verwerflichkeit solcher Eigenschaften zu ermessen. — So wurden nach und nach unter dem tyrannischen Scepter dieses Vaters jene ersten Keime männlicher Wahrhaftigkeit erstickt, aus der alle Tüchtigkeit ersprießt. — Es giebt bei solcher Erziehung zweierlei Resultate. Macht sich die elterliche Zwangsherrschaft auch in den kleinen Verhältnissen und Interessen des alltäglichen Lebens geltend, so entwickeln sich daraus oft die selbstständigsten rücksichtslosesten Charactere, jeden Augenblick zum Aeußersten entschlossen bereit, eine verhaßte zwangvolle Ge-

genwart mit einer, wenn auch noch so dunkeln aber freien Zukunft zu vertauschen. Dies war bei Heinrich von Ottmar nicht der Fall, im Gegentheil, sein weltkluger Vater lies ihm gerade in allen den Kleinigkeiten, auf die die Jugend so viel Werth legt, freiere Hand, als es ein gewissenhafter Mann gethan hätte. — Er wußte ihm das Leben im elterlichen Hause so angenehm zu machen als nothwendig war, um ihn die Ausstoßung aus demselben als das größte Unglück fürchten zu lassen; so hatte er ihn immer in der Hand und der von Glanz und Wohlleben verwöhnte Jüngling ertrug die geistige Tyrannei seines Vaters, weil sie sich hinter die ausgedehnteste *persönliche* Freiheit versteckte und lernte sich *schicken* und *fügen*. Er war von Natur groß- und warmherzig, fähig sich für alles Gute und Schöne zu begeistern, aber unter diesen Verhältnissen konnten sich nur seine intellectuellen, nicht seine moralischen Kräfte entwickeln und das Herz mußte so ohne alle Nahrung verkümmern. Sein heißes Blut aber machte seine Rechte geltend, und da es in seinem Gemüth kein hohes Ideal fand, das es mit seinen jugendlich gewaltigen Wogen umrauschen konnte, verlor es sich in das breite seichte Bette der Sinnlichkeit. — Sein Vater hatte die Ueberzeugung, daß es nichts un-

bequemeres, störenderes für den Denker, wie für den Lebemann geben könne, als ein ernstes Gefühl, und da er womöglich beides aus seinem Sohne machen wollte, so wünschte er ihm dieses Uebel zu ersparen. Er wußte auch, daß es kein besseres Palliativ dagegen gebe, als die Gewöhnung eines oberflächlichen sinnlichen Verkehrs mit unbedeutenden Wesen, und duldete daher gerne diese Richtung bei Heinrich. Er achtete die Frauen selbst nicht und es dünkte ihn gleichgültig, wenn der leidenschaftliche Jüngling sich besonders dahin wendete, wo ihm die rascheste Gewährung winkte und die Ehrfurcht vor dem Weibe ihm selbst unbewußt abhanden kam. So hatte der verblendete Vater mit seiner unerbittlichen Strenge einerseits aus einer großartigen vielseitigen Natur einen zweideutigen schillernden Character, und mit seiner gewissenlosen Nachsicht andererseits aus einem liebebedürftigen Herzen ein zügellos sinnliches Temperament geschaffen, und als er in Heinrichs neunzehntem Jahre die Augen schloß, ließ er den Sohn zurück, in ein Gewirr unlösbarer Widersprüche verstrickt, mit dem unbegriffenen Drang nach dem Besten und Schönsten in der Brust und ohne den Kompaß zur Erreichung desselben, mit der noch nicht vertilgten Kraft einer edlen Natur, das Rechte zu

wollen, aber betrogen um die Kraft, es zu thun, trotz des Einflusses seines Vaters ein Menschenfreund und durch denselben ein Egoist! — So war er sich ein Räthsel, dessen Lösung er selbst vom Leben erwartete, nicht ahnend, mit welchen Opfern er sie erkaufen müsse. — Von diesen inneren Conflicten gequält, suchte er seine Zuflucht und seinen Halt zuerst in der Wissenschaft und widmete sich mit Ernst dem Studium des Staatsrechtes. — Er war zu bedeutend und zu tief von dem Geiste der Zeit durchdrungen, um allein in den Vorrechten des Adels und einer blos repräsentativen Hofcharge eine Befriedigung für seinen Ehrgeiz zu finden. Er wollte allerdings eine Stellung in der Nähe des Thrones, aber eine politisch-bedeutungsvolle, eine, welche nicht nur in die Organisation des Hofes, sondern des Staates eingreifen konnte. — Dies war das höchste Ziel, das seinem Blicke vorschwebte und mit redlichem Eifer arbeitete er, um es zu erreichen. — Da lernte er Frau d'Anneaud kennen, die sich bei einer in H. verheiratheten Verwandten zu Besuch aufhielt. Sie war die erste Frau von Bedeutung, die ihn an sich zog, und der Eindruck ihrer Schönheit, verbunden mit der glänzenden Bildung und der feinen Koketterie einer vornehmen Französin, wirkte berauschend

auf die Sinne und Einbildungskraft des jungen Mannes. Ihr rasches Entgegenkommen entflammte sein Verlangen auf's Aeußerste. Aber er hatte, um sich der schönen Frau zu nähern, eine Freundschaft mit ihrem Gatten angeknüpft und das, was die Liebenden zusammenführte, bildete auch die Scheidewand zwischen ihnen. Die Frau eines arglos vertrauenden Freundes zu verführen, war eine Ehrlosigkeit, vor der auch sein skeptischer Verstand zurückbebte. — In diesen Kämpfen verging ihm Monat um Monat in Unthätigkeit. Es war das Jahr, in welchem er sein Examen vorbereitete. Er fühlte, daß es nicht so fortgehen konnte, wenn er sich nicht aufreiben und gänzlich in seinen Studien zurückkommen sollte. Er hatte sich schon zu sehr daran gewöhnt, jeden Lohn der Liebe zu empfangen, als daß ihm ein hoffnungsloses Wünschen und Sehnen auf die Dauer nicht unerträglich geworden wäre. — Er mußte Frau d'Anneaud also entweder besitzen oder meiden. Er hatte das letztere gewählt, so lange er noch nicht wußte, wie schwer es sei, sich etwas Heißverlangtes zu versagen. Er hatte das Gute *gewollt*, aber als er die Bitterkeit einer solchen Entsagung kostete, da fehlte ihm wieder die Kraft, sie durchzuführen, also das Gute zu *thun*, denn er war schon

viel zu sehr Egoist, um irgend ein Opfer bringen zu können, und ohne Opfer giebt es ja keine Tugend. —

So war der erste Sieg über sich selbst in eine Niederlage umgeschlagen, als der unversöhnliche Brief der Madame d'Anneaud ihm auch noch das Stück Boden raubte, auf dem er die Früchte eines schmachvollen Friedens mit sich selbst genießen wollte. Nun hatte er, wie er wähnte, Alles verloren, ein Unrecht an der Geliebten und an sich begangen und dies mußte er mit der ganzen Energie der Leidenschaft wieder gut zu machen suchen. Er fuhr in die Stadt zu Frau d'Anneaud, aber sie ließ ihn abweisen. Er schrieb ein verzweifeltes Billet und sandte es ihr durch ihre vertraute Kammerfrau, erhielt es jedoch unerbrochen zurück.

Drei Tage verlebte er in der furchtbarsten Aufregung. Das Blut jagte durch seine Adern, sein Kopf brannte und schwindelte von Planen, die Verlorene wiederzugewinnen, sie von der Rückkehr nach Paris abzuhalten. Am dritten Tage machte ihm Herr d'Anneaud in der unbefangensten Weise seinen Besuch, um ihm Adieu zu sagen, und sich bitter über die Launen seiner Frau zu beklagen, die ihren ganzen Haushalt plötzlich aufgelöst habe, keinen Menschen

mehr sehen und direct nach Paris abreisen wolle. Es wurde ihm schwarz vor den Augen bei dieser Nachricht, das Herz schlug ihm zum Zerspringen, und als sein Freund sich von ihm verabschiedet hatte, sank er todesbleich und matt auf das Sopha. Jetzt erst fühlte er, was er in der Spannung der letzten Tage nicht beachtet hatte, daß er krank sei. Aber er durfte sich ja nicht pflegen. Denselben Abend reiste Frau d'Anneaud ab. Es trieb ihn in die Stadt, um wenigstens ihre Fenster noch zu beobachten und ihre Abfahrt zu sehen. Sie hatte ihn bemerkt und beim Einsteigen in den Wagen einen langen und, wie es ihm natürlich schien, schmerzlichen Blick auf ihn geworfen.

In höchster Verzweiflung kehrte er auf sein Schloß zurück. Was sollte er nun thun, ihr folgen, um vielleicht wieder verstoßen zu werden, und seine wissenschaftlichen Bestrebungen opfern gerade in der entscheidenden Zeit seines Examens, um sich vielleicht vergebens liebebettelnd in Paris herumzutreiben? Das erschien ihm doch zu nichtig und unwürdig, um sich ohne Weiteres dafür zu entscheiden. Er versuchte mit übermenschlicher Anstrengung sich in seine Arbeit zu vertiefen; umsonst, die Gedanken versagten ihm den

Dienst. Tage und Nächte durch saß er über seinen Büchern und starrte brennenden Auges und wirren Geistes auf die für ihn todten zusammenhangslosen Buchstaben, während das wildeste Verlangen in seiner schnell und kurz athmenden Brust tobte. In diesem qualvollen seelischen Ringen ließen seine körperlichen Kräfte immer mehr nach, das Unwohlsein, das er seit jenen ersten großen Gemüthsbewegungen in sich trug, machte sich desto fühlbarer, je weniger er sich schonte; endlich erlag er demselben und ward ein Raub des heftigsten Fiebers.

Der herbeigeholte Arzt zuckte bedenklich die Achseln, denn der Zustand des jungen Mannes bot alle Anzeichen, daß ein Nervenfieber zu befürchten sei.

II.

Dualistische Erscheinungen.

Von Tag zu Tag steigerte sich das Uebel. Heinrich verfiel in heftige Delirien, man mußte ihn unausgesetzt bewachen lassen.

In einer der schlimmsten Nächte war der Wärter, überwältigt von Müdigkeit, eingeschlafen. Der Kranke schien einige Augenblicke ruhiger geworden, er starrte mit halbgeöffneten Augen in die düster brennende Nachtlampe. Eine Zeit lang verfolgte er in seiner Betäubung einen bestimmten Ideengang — es war jener Widerstreit zwischen Wunsch und Pflicht, der ihn so krank gemacht hatte. Seine Phantasie malte ihm unaufhörlich Bilder vor, die sein Gewissen wieder zerstörte. Er beklagte, daß er nicht jene gedankenlose Unmittelbarkeit besitze, die jeden Genuß empfängt als ein Geschenk der liebenden Gottheit, ohne Kampf

und Zweifel, ohne Zwiespalt mit dem, was wir Gewissen, Pflicht, Ehre nennen! „Gott, der Du mir das Leben gabst," haderte er, „was gabst Du mir, wenn Du mir eine strafende Gewalt miterschufst, die sich von dem Blute meiner gemordeten Freuden nährt und diesem Leben das süßeste Mark aussaugt?! Die allein sind glückliche Naturen, die Geist und Gefühl in sich zu sondern vermocht, daß keines das andere beeinträchtigt. O, daß mir dies auch gelänge!"

Unter solchen Betrachtungen versank er in jenen fieberhaften Halbschlummer, der Traum und Wirklichkeit oft so wunderbar in einander spielen läßt. Wir wissen, daß wir zu Bette sind, wissen, daß wir träumen, und können es doch nicht verhindern, daß die Schöpfungen unserer Phantasie aus uns heraustreten, uns wie lebendige selbstständige Gestalten umgeben und willkürlich ihr Wesen mit uns treiben. — So ging es Heinrich. — Geschäftig verwebte seine Seele die abgerissenen Fäden seiner Gedanken zu märchenhaften Gebilden, anfangs lose und arabeskenhaft; nach und nach aber trat auch hierin ein wunderlicher innerer Zusammenhang ein. Immer greifbarer wurden die Gesichte, immer mehr entschwand das Bewußtsein. Er fühlte nur noch dumpf, daß Egoismus und Idealität einen schweren

Kampf in ihm kämpften, und nach und nach verkörperten sich die Begriffe, die er nicht mehr in abstrakter Form zu denken vermochte. Es schien etwas im Zimmer zu sein, wovor ihm bangte, es kroch und schlich am Boden hin: „Fürchte Dich nicht," flüsterte es gleißend, „nicht zu zerstören komme ich — sondern zu helfen — ich bin der Trieb der Selbsterhaltung, und wenn ich in vornehmer Gesellschaft bin, so cultivire ich mich und nenne mich Egoismus." — Und von Neuem wallte und wogte es und über Heinrichs Haupt rauschte ein Flügelschlag, melodisch und mächtig und „Fürchte Dich nicht", erklang's von oben wie gedämpfter Orgelton, „ich bin das Ideal und werde Dich retten." —

Heinrich athmete schwer, er fürchtete sich vor den raunenden und ihn unheimlich umgebenden Erscheinungen, Brust und Hals waren ihm wie zugeschnürt, er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm, er versuchte die Augen zu öffnen, aber vergebens; er fühlte nur die überwältigende Nähe zweier Urelemente der Menschheit und sein Ohr zitterte unter ihrer Sprache. — „Seht, Ihr Menschen, welch' feige Ungeheuer Ihr seid!" lachte der Dämon vom Boden herauf, — „Ihr tragt die Schrecken in Euch und glaubt

sie übermüthig zu beherrschen, vor denen Ihr entsetzt zurücktaumelt, wenn Ihr sie aus den verborgenen Tiefen Eures Herzens heraufbeschworen habt. Ich war Dir in Deiner eigenen Brust näher als ich es jetzt bin, da hegtest und pflegtest Du mich, und nun fürchtest Du mich, da ich mich außer Dir selbst offenbare." —

Und von oben ertönte es: „Fasse Dich, wir sind nichts Anderes, als was Du in Dir kämpfen gefühlt; jetzt kommen wir aber vereinigt in dem gemeinsamen Zweck, Deinen Wünschen zu willfahren, denn eher seid Ihr Thörichten nicht zufrieden, als bis Ihr die Nichtigkeit Eurer Begierden erkennt. Dein Wille soll vollzogen werden, auf daß Du einsehen lernst, worin der Zweck des Lebens und der Genuß des Daseins besteht."

„O, Ihr Gewaltigen," stöhnte Heinrich, „wir sind so stolz auf das, was wir mit Euren Diensten leisten, und doch sind wir's, welche dienen und Ihr seid's, die Alles schaffen. Was hält uns denn, daß wir nicht in unserer Schwäche rettungslos dem einen oder andern von Euch zum Opfer fallen?"

„Die Hand, die über Allem herrscht, und Allem seine Grenzen steckt," antwortete das Ideal, „sie hat

auch die dämonischen Mächte so weise vertheilt, daß wir gleichmäßig wirken im Menschengeschlecht. Wie das Gesetz der Anziehung Welten in ihren Bahnen erhält, so hält auch Euch unsere sich entgegenwirkende Kraft im Gleichgewicht, wenn die rechte Mischung aller Elemente in Euch ist. — Oft aber ist sie es nicht, und welcher Stoff der stärkere ist, der giebt Euch die Richtung, denn der Geist strebt zum Geist; überwiegt er das irdische Theil, so reißt er sich los von der Welt und folgt meinem Zuge nach oben." —

„Aber die Erde zieht zur Erde," grinste der Egoismus, „und öfter drum sinkt Ihr herab."

„Deshalb," sprachen beide zusammen, „Ihr Menschen, erhaltet Euch das Gleichgewicht von Geist und Natur" — „damit Ihr weder von der Welt ab" — rief der Egoismus, „noch durch die Welt hinuntergezogen werdet," sprach das Ideal.

„O, Ihr habt Recht," murmelte Heinrich, „aber dieses Gleichgewicht, ich habe es verloren!"

„Du hast es nicht verloren," ertönte das Ideal, „beide, göttliches und irdisches Theil streiten mit gleicher Kraft in Dir; damit Du nicht eigenmächtig das eine oder das andere unterdrückst, wollen wir sie

trennen. Ein Doppelleben sollst Du führen. Die Leidenschaft soll den Geist nicht stören, der Geist soll den Genuß nicht tödten."

„Ja, ja," rief Heinrich glühend, „o hat die liebende Gottheit Dich mir gesendet, um mir den ganzen köstlichen Inhalt des Lebens zu geben? Wie wird mir solche Gnade zu Theil?"

„Die Gottheit hat Dir größere Gnade aufbewahrt, als diese, Du wirst es dereinst erkennen!" war die Antwort.

„Und nun, Du kriechender Gesell am Boden," sprach er stolz, „was willst Du hier, wo das göttliche Wesen mit mir verkehrt?"

„Das wirst Du von nun an wenig mehr brauchen" sagte der Egoismus „vorerst sind es meine Dienste, deren Du bedarfst, und ich muß Deine Wünsche vollziehen. — Ich bin ein lustiger Gesellschafter, Du brauchst mich nicht zu scheuen. Ich erscheine in stets wechselnden Gestalten, bald wuchere und zähle ich als verstockter Geizhals, bald werfe ich als eleganter Renommist mit vollen Händen das Geld hinaus, bald morde ich heimlich mit zitternder Hand den hilflosen Feind, bald hülle ich mich in den glänzenden Harnisch der Pflicht und schlachte Tausende hin, bald schleiche ich mit schwärmerisch redlicher Miene in der Dunkel-

heit zum jungen unschuldigen Liebchen, herrsche über Herzen und Völker, oder kniee vor Thronen und Altären — wer kennt alle die Millionen Gestalten, die ich annehme? Wenn der Genius da oben mir nicht entgegenwirkte, die Welt wäre nur voll von meinen Masken. Wo Geist und Herz gleich groß sind, da gedeihe ich am wenigsten, denn da ist der Mensch ein harmonisches Wesen, wie der Schöpfer es gewollt. — Doch oft gelingt es mir, beide von einander zu reißen — und dann ist meine Macht befestigt. Und so geschehe es denn bei Dir; Seele, scheide dich in zwei Theile! Geist und Gefühl trennt Euch; tretet auseinander und bildet zwei Ganze. Heinrich habe zwei Leben, sei ein Doppelwesen mit empfindungslosem Geist und ungeistiger Empfindung, wie Du es gewollt!"

Heinrichs Brust hob sich gewaltig, sein Herz schlug mit doppelten Schlägen, jede Ader schwoll ihm an. Behagen und Angst durchschauerten ihn; allmählig begann in seinem Innern sich Etwas loszureißen, eine unaussprechliche Wehmuth erfaßte ihn. In seinem Herzen tönte es: „Lebewohl." — „Lebewohl" antwortete jeder Nerv, immer weiter wurde der Riß in ihm, als ob eine brennende Wunde durch sein ganzes Sein klaffte. Thränen eines unerklärlichen Trennungs-

schmerzes flossen glühend heiß aus seinen Augen und ein Schrei der Qual entrang sich endlich seinen Lippen, als er sich aus sich selbst heraustreten fühlte. —

Nun stand er sich selbst gegenüber und betrachtete sich mit staunendem Blick. Und nun war auch aller Schmerz vorüber und er fühlte sich frei und leicht. —

„Ich habe mich selbst wiedergeboren," rief er entzückt. Aber das Ideal erwiederte: „Du hast Dich nur getheilt. — Vollbracht ist, was Du begehrtest, und wird dauern, bis Du es nicht mehr willst. Weh' Dir Armen, wenn Du in diesem Zustand verharren wolltest und nicht mehr nach meiner Hülfe riefest. Der Egoismus hat diese Trennung in Dir vollzogen, er wird von nun an Dein Begleiter sein, denn kalter Verstand und rohe Sinnlichkeit, sie werden Dich zu seiner Beute machen! — Wenn Dich aber aus schönen Augen der reine Strahl einer edlen Seele trifft, so laß ihn Dich durchdringen, denn ich bin es, das ihn Dir leuchten läßt! und wenn eine ernste Stimme mahnend an Dein Ohr schlägt — so höre auf sie, denn ich bin es, das aus ihr spricht, und wenn Du Dich endlich überzeugt hast, daß alles nichtig ist, was ohne mich begonnen und genossen wird, dann wende Dich mir zu und ich werde dich zurückführen zu dem Urquell

alles Glücks. Hierauf rief es den beiden getrennten Naturen zu: „Seid Freunde! Ihr seid jetzt zwei Wesen, aber Ihr habt ein Leben, drum haltet Friede!“ „So nehmt nun meinen Segen,“ rief der Egoismus. „Genieße,“ — dabei wandte er sich an die Sinnlichkeit. — „Erringe,“ rief er dem Geiste zu. „Doch bedenkt,“ sprach das Ideal, „daß nicht genießen und erringen der Zweck des Lebens ist, sondern nützen und vollbringen.“

Damit verschwanden die Erscheinungen.

Die beiden Doppelgänger waren allein. Der erste brach endlich das Schweigen. — „Ich werde mich von nun an Henri taufen, die d'Anneaud nannte mich so und französische Namen machen bei den Weibern mehr Glück.“

„Ich werde Heinrich bleiben,“ sprach der Zweite.

„Gieb mir die Hand,“ sagte Henri, „ich genieße für Dich, Du arbeitest für mich, und wenn ich dumme Streiche mache, kannst Du mich warnen.“

Bei diesen Worten verglich er sich wohlgefällig mit dem Ebenbild.

„Ich zweifle nicht, daß wir unser Glück machen! Nützen und Vollbringen soll der Zweck des Lebens sein? Pah! der Zweck des Lebens ist glücklich sein

und glücklich macht nur der Erfolg und der Genuß! „Für mich selbst“ sei fortan meine Devise!“

„Und die meine!“ rief Heinrich: „sie ist die einzige gesunde Lebensphilosophie!“ —

Da erwachte der Wärter und fuhr erschrocken vom Stuhle auf, denn sein Pflegebefohlener war nicht im Bette, sondern stand vor seinem großen Ankleide-Spiegel, betrachtete sich darin und sprach in höchster Aufregung mit seinem Abbilde. — Nur mit großer Mühe ließ er sich von dem Spiegel weg und zu Bette bringen. Das Delirium hatte den höchsten Grad erreicht und ihm seinen eigenen Seelenzustand allegorisch vor Augen geführt. Worüber er sich mit seinem Verstande nie Rechenschaft gegeben hätte, das malte ihm mit der Divination des Instinktes der Fieberwahnsinn als etwas außer ihm befindliches vor und so war denn diese Vision das eigentliche Bild seines Lebens und die Trennung, welche er in sich vollziehen sah, nur das Symbol seiner eigenen inneren Zerrissenheit.

* * *

Nach drei Monaten schwerer Leiden genaß Ottmar endlich, jedoch so langsam, daß ihm die Aerzte verboten, seine Studien wieder aufzunehmen und ihm riethen, zu seiner Erholung und Zerstreuung zu reisen.

Da Frau d'Anneaud, wie er hörte, noch in Paris lebte, eilte er dahin, um sein Verhältniß mit ihr wieder anzuknüpfen. Hier aber prägten sich die Kennzeichen seiner Doppelnatur erst ganz klar aus. — Die glänzende, verlockende Gestalt, in die sich dort der Materialismus kleidet, auf der einen, die geistigen Anregungen auf der anderen Seite und die französische Frivolität verfehlten ihre Wirkung nicht. Verstandes- und Sinnenmensch entwickelten sich zu so schroffen Gegensätzen in ihm, daß er wurde was und wie er sich im Traum gesehen: „Heinrich“ der kalte Denker und „Henri“ der leichtsinnige „Viveur“ in einer Person, so oft und jäh wechselnd, als wären es zwei verschiedene Wesen, die sich in diesen einen Leib theilen müßten. Er war stolz auf diese Wandlung, denn er konnte nun Alles genießen und Alles erringen, — glücklich aber wurde er nicht. Es erging Ottmar wie so vielen Andern, in denen sich das geheime Wunder einer inneren Spaltung vollzogen hat. Wo der Geist waltete, förderte er nur das kalte Wissen und Erkennen, wo das Gefühl herrschte, artete es aus in versengende Gluth, die, wenn der Moment des Ermattens eintrat, Nichts zurückließ als Leere und Gleichgültigkeit. So nahmen beide Extreme abwechselnd Besitz von dem geschmeidigen Körper und

seine schönen Züge, allmählig der Theilung der Seele sich nachbildend, trugen bald das Gepräge des Denkers, bald die Anmuth des Liebenden zur Schau. — Er wurde eine von den Persönlichkeiten, welche man als ein „Wunder der Genialität" anstaunt, welche auf die Frauen einen verführerischen Reiz üben, den diese ahnungsvoll als einen „dämonischen Zauber" erkennen, als ein lockendes bannendes Räthsel, das sie unwiderstehlich beschäftigt, an dessen Lösung sich aber schon manches weibliche Herz langsam verblutete.

Dabei war er vollkommen, was die Welt einen ehrenhaften Mann nennt. Da die sociale Rechtschaffenheit auch ein Ergebniß der Klugheit sein kann, ließ er sich nie in seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung einen Verstoß zu Schulden kommen, — denn dort herrschte der geistige Heinrich; die Vergehen, welche davon unbehindert im Verborgenen der materielle, elegante Henri auf dem Gebiete des Empfindungslebens beging — rechnete man ihm, wenn man sie erfuhr, nicht an; solcher Naturen gab und giebt es zu viele, als daß die Gesellschaft nicht ihren überhaupt sehr relativen Maßstab der Moralität um ihrer übrigen guten Eigenschaften willen erweitern müßte.

Er wurde überall der Kern des Interesses, gesucht,

gehätschelt und verehrt. Seine Vielseitigkeit zog die verschiedensten Persönlichkeiten an; dennoch war er unglücklich war ihm das Leben schaal und langweilig.

Es ist ein unscheinbares Etwas, von dem das innere Glück des Menschen abhängt. Wir haben seelische Organe, mittelst deren wir die Welt der Empfindung in uns aufnehmen und uns ihr mittheilen, es sind die des sogenannten Herzens; diese waren bei Henri sehr thätig, wenn Leidenschaft in ihm angefacht wurde. Wir haben Organe, um uns mit der Geisteswelt zu vereinen, die des Denkens, und Heinrich besaß sie in höchster Vollkommenheit. Wir haben aber noch ein Organ, welches die Verbindung der übrigen bildet, gleichsam die vermittelnde Ader, durch welche die Strömungen des Fühlens und Denkens in einander fließen, und welche diese vermischten Elemente durch das ganze Sein weiter befördert. Dies ist das Gemüth.

Wo Herz und Geist nicht im Besondern betheiligt sind, da muß das Gemüth wirken; es ist das Organ, mit dem wir uns auch das einfache alltägliche Leben lieb, verständlich und erträglich — wo möglich poetisch — machen. Dieses Bindemittel zwischen Geist und Herz war bei der Trennung, die in Ottmar stattgefunden, natürlich zerrissen, und so fühlte er

nicht nur das ewig Unbefriedigte beider Naturen schmerzlich, auch das ruhige friedliche Alltagsleben verlro Reiz und Gehalt für ihn und fand ihn selbst kalt und theilnahmlos.

Er verlangte große Gegensätze, große Leidenschaften oder große Probleme. Wo diese ihn beschäftigten, da konnten allein seine beiden gewaltigen Extreme zur Geltung gelangen, da nur fühlte er sich wohl.

Henri suchte den ewig gleichen, stets auf Nichts zurückkommenden materiellen Genuß; Heinrich vollzog ruhelos den Kreislauf des Ehrgeizes, der sich immer wieder aus sich selbst erneut, wenn man glaubt, ihn vollendet zu haben. Zwischen inne war für Ottmar nichts als Ueberdruß. — So war er nun, was er gewünscht und ersehnt — zwei Leben, zwei Wesen in einer Person. Er konnte nun freilich nicht mehr leiden, aber auch sich nicht mehr freuen; er konnte weder wahrhaft lieben noch hassen. Henri's Empfinden war nur ein Instinct, und sein Denken das Raffinement der Sinnlichkeit, welchem Heinrich bisweilen eine höhere Sprache lieh, wenn er edlen Frauen gegenüberstand, bei denen seine schale Frivolität nur Widerwillen erregt haben würde. Ottmar bildete sich, wie in jener Fiebernacht, mit eitler Genugthuung ein,

er habe sich selbst wiedergeboren, aber er hatte sich in Wahrheit nur getheilt. Es war ihm, als besitze er ein doppeltes Dasein und müsse nun das Leben doppelt genießen, doch das Gesetz der echten Menschlichkeit läßt sich nicht ungestraft verläugnen, er hatte sich geirrt, statt zweier Naturen lebten nur zwei getrennte Hälften in ihm, statt doppelt zu genießen, genoß er nur halb; denn was Henri erfreute, fühlte Heinrich nicht, und was Heinrich errang, nützte Henri nichts.

Dies war Ottmar noch nicht klar, er wußte nur, daß ihm die Dämonen gegeben hatten, was er verlangte, und begriff nicht, warum es ihn nicht beglückte. Er hatte ihren Hohn nicht verstanden, wie Alle, die im ungestümen Drang des Lebens die prophetischen Stimmen der eigenen Brust wohl hören, aber erst dann verstehen, wenn ihre Weissagungen in Erfüllung gegangen sind. — —

In Paris hatte Ottmar nur seinen Neigungen den Zügel schießen lassen und noch einige Zeit in einem intimen Verhältnisse mit Frau d'Anneaud gelebt. Bald aber war ihm die schöne Frau langweilig geworden und er hatte sie verlassen, um eine noch schönere zu suchen, denn Treue war, wie sich von selbst versteht, bei dieser Natur eine Unmöglichkeit geworden.

Dann war er von Einer zur Andern, von einem leeren Vergnügen zum andern geeilt, bis endlich nach einem müßig verschwärmten Jahre der Ehrgeiz die Oberhand gewann und der Geist seine Rechte geltend machte. Er wurde, wie er zu sagen pflegte, für einige Zeit Philosoph und kehrte nach Deutschland zurück. Nun begann ein anderes Leben. „Rasch hinauf, Du mußt Etwas leisten, Etwas bedeuten“, sagte er sich. Aber wie, auf welche Art? Er war in dem Wirbel leerer Vergnügungen zu oberflächlich und leichtfertig geworden, um seine liegengebliebenen Fach-Studien mit dem verdoppelten Fleiß wieder zu beginnen, den sie nach so langer Unterbrechung forderten, er mochte keinen bestimmten Beruf mehr ergreifen. Durch sein großes Vermögen, wie durch seinen Stand begünstigt, that und lernte er, was und wozu er Lust hatte. Da er zu viel auf einmal anfing, wurde er in Nichts gründlich, und errang sich so jene sogenannte kosmopolitische Bildung, die in allen Farben schillert, in allen Zweigen bewandert ist, deren Vielseitigkeit oft zur Bewunderung hinreißt, die aber in Nichts praktisch verwerthet werden kann. Fünf Jahre hindurch besuchte er Universitäten, hörte Vorlesungen bei den bedeutendsten Professoren und wählte unter den verschiedenen Wissen-

schaften. Keine befriedigte ihn, denn keine verhalf ihm schnell genug zu den Bestrebungen seines Ehrgeizes.

Er hatte endlich die Jünglingsjahre zurückgelegt und noch immer nichts erreicht. Unbedeutendere Mitschüler traten fertig in die Welt hinaus, um die ehrenvolle Bahn eines Staatsdienstes zu gehen, er wußte noch nicht einmal, welchem Fach er sich widmen sollte, um etwas zu werden.

Er schrieb mehrere theils wissenschaftliche, theils poetische Werke; die Kritik erkannte ihre Bedeutung an, aber sie wurden nicht gelesen. Der wissenschaftliche Theil war für Gelehrte zu laienhaft, für Laien der poetische Theil zu trocken; denn trotz aller Genialität war Heinrich doch kein Dichter. Das, was allein die Massen fortreißt, was keine Reflexion ersetzen kann, — das Herz, der Impuls, — das fehlte ihm, und so gelang es ihm nicht, populair zu werden. Ein redliches ununterbrochenes Studium hätte ihn in kurzer Zeit für die eine oder andere geregelte Laufbahn tüchtig gemacht, aber zu oft wich der ernste Fleiß Heinrich's der Genußsucht Henri's und der angestrengte Körper drohte, sich unter diesem jähen Wechsel der Extreme zu verzehren.

Als er endlich alle geistigen und materiellen Schätze

der Heimath ohne irgend eine wirkliche Ausbeute für sich erschöpft hatte, trieb es ihn wieder fort, um auswärts das Glück zu suchen, das er zu Hause nicht fand. Er ging nach Italien.

III.

Von Lüge zu Lüge.

Auf der Reise nach Rom traf er mit einem Herrn zusammen, der ihm durch seine bedeutungsvolle Persönlichkeit auffiel. Heinrich erinnerte sich nicht, je ein schöneres und zugleich geistvolleres Gesicht gesehen zu haben und es entspann sich ein Gespräch zwischen beiden, welches Heinrich außerordentlich fesselte und ihm sehr bald Aufschlüsse über sich und seine Lebensrichtung entlockte, die der Fremde mit einem für Ottmar's Eigenliebe höchst schmeichelhaften Interesse aufnahm. — Er ging mit herablassender Liebenswürdigkeit auf jedes, von Heinrich angeschlagene Thema ein. Er schien in allen Gebieten des Weltlebens, in allen Verhältnissen der europäischen Höfe so bewandert, daß dieser ihn für einen Diplomaten hielt und begierig jede hingeworfene Mittheilung auffaßte, weil sie stets den Stempel

zuverlässig genauer Kenntniß trug. Dabei aber hatte der Fremde ein so edles Feuer, seine Rede war so schwungvoll, daß Heinrich sich auch manchmal versucht fühlte, ihn für einen Künstler zu halten, und seine Neugier steigerte sich mehr und mehr, als er jeden leisen Versuch Heinrich's, das Gespräch auf ihn selbst zu bringen, mit feiner Geschicklichkeit zu vereiteln wußte. — Die Stunden flogen wie die Gegenden an Ottmar vorüber, er bemerkte nichts, worauf ihn der Fremde nicht aufmerksam machte, denn er hatte nur noch Auge und Ohr für diesen. Er wußte nicht, was er mehr bewunderte, die umfassende Weltkenntniß, die gewählte Ausdrucksweise oder das vornehme und doch so gewinnende Benehmen des geheimnißvollen Mannes. — Dieser selbst nahm wiederum ein steigendes Interesse an seinem jungen Gefährten, und als die riesigen Formen Sanct Peters sich vor ihnen erhoben, äußerte Heinrich lebhaft sein Bedauern über das Ende einer so genußreichen Fahrt.

„Wollen Sie mich in Rom aufsuchen?" fragte der Fremde.

„Mit Freuden!" rief Heinrich entzückt.

„Gut, so versprechen Sie mir, morgen nach der Frühmesse zu kommen!"

„Gewiß, aber wie werde ich Sie finden?“

„Fragen Sie nur nach Pater Severinus, dem Präfecten des Collegium Germanicum.“ —

Heinrich blickte ihn mit unverhehlter Ueberraschung an.

„Sie sind —?“

„Jesuit!“ — ergänzte lächelnd der Pater, und überließ Heinrich seinem sprachlosen Erstaunen.

Die kurze Enttäuschung, welche dieser empfand, wich indessen sehr bald der doppelten Bewunderung für das Außerordentliche, was dieser Mann trotz seines als Geistlichen nothwendig beschränkten Standpunktes leistete. Die Vorliebe seines Vaters für den Jesuitismus kam ihm wieder in den Sinn, und so manche Fabel von den Wundern der Thätigkeit und Leistungen dieses Ordens dünkte ihn nicht mehr so unwahrscheinlich und übertrieben, wie einst. Es reizte ihn, die Anstalt näher zu kennen, die so hohe Vorzüge des Geistes und der Person ausbildete, und er verfehlte daher nicht, am nächsten Tage sich in die Casa al Gesu zu begeben. Der Empfang, den er dort fand, übertraf alle seine Erwartungen. —

Pater Severinus stellte ihn den übrigen Obern des Ordens vor, und als endlich auch der Pater General

sich seinen Besuch ausbitten ließ, gab es keinen Punkt mehr, in dem Heinrich's Eitelkeit nicht geschmeichelt und seine Neugier nicht aufs Höchste gespannt war. —

Der Besuch bei dem General endete mit einer Einladung zur Tafel, und während des Essens setzte dieser einen bestimmten Tag fest, an welchem Heinrich allwöchentlich sein Gast sein sollte. —

Ottmar hatte sich nie unter Männern allein so trefflich unterhalten und fühlte sich sehr bald nirgend wohler, als bei Severinus und seinen Genossen. — Was sich ein Fremder an unbekanntem Ort von Annehmlichkeiten wünschen kann, das gewährten ihm die frommen Väter. Sie zeigten ihm in trefflicher Auswahl die Herrlichkeiten Roms, machten ihm auch Merkwürdigkeiten zugänglich, welche den gewöhnlichen Reisenden sonst verschlossen sind, waren überall zur Hand, wo er ihrer bedurfte und schienen nicht auf der Welt zu sein, wo er sie nicht brauchen konnte. Unter ihrer Leitung gewann er eine Uebersicht über die Schätze der Bibliothek des Vatican und sie gestatteten ihm auch einen Einblick in ihre eigenen Archive, aber sowie seine Wißbegierde angeregt war und er tiefer eindringen wollte, ward ihm der interessante Stoff entzogen, weil

dies nur den wirklichen Jüngern des Jesuitismus gestattet sei. So machten ihm die Patres manche vertrauliche, höchst brauchbare Mittheilung, bei welcher sie dann immer durchlauten ließen, daß sie im Besitz noch wichtigerer Geheimnisse seien, in die jedoch nur eigentliche Zöglinge eingeweiht werden könnten, deren Treue für den Orden streng erprobt sei. —

Heinrich konnte nicht widerstehen, sich endlich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter welchen man für einen erprobten Diener der Sache gelten und solcher Vergünstigungen theilhaftig werden könnte. — Diese waren für den weltlichen Agenten ein sogenanntes einjähriges Noviziat zur Prüfung und Uebung des Gehorsames und ein ferneres Jahr freiwilligen Aufenthaltes und Studiums im Collegium. — Da er bereits mehr wußte, als im Germanicum und der Propaganda gelehrt wurde, fiel es ihm natürlich nicht ein, einen Schulcursus durchzumachen, aber der Gedanke zog ihn an, um den Preis eines, wie er schon merkte, nicht allzustrengen Noviziats diejenigen Kenntnisse zu erwerben, welche ihm für seine Laufbahn vom höchsten Nutzen sein konnten. Es war ihm außer Zweifel, daß Niemand die Welt und Menschen besser kenne, als die Alles beobachtenden und erforschenden

Jesuiten, und sie verabsäumten auch nicht, ihm die meisten europäischen Staaten und Höfe als ein von ihrer rastlosen und tausendfach verzweigten Thätigkeit gänzlich durchflochtenes Gebiet darzustellen. Er war sicher, daß er keine bessere Schule der Diplomatie durchmachen könne, als in dem stillen Jesuitenkloster, und es dünkte ihn vollkommen lohnend, sich ein Jahr hier einzusperren, um dann als eine so siegreiche Persönlichkeit wie sein bewunderter Severinus daraus hervor zugehen. Daß sein Noviziat nur dem Namen nach ein solches würde, gaben die Patres deutlich genug zu verstehen, denn sie hatten zu viel Menschenkenntniß, um einen jungen Lebemann wie Ottmar durch die Aussicht auf klösterliche Entsagungen abzuschrecken. Diese verheißene Duldsamkeit stand keineswegs im Widerspruch zu den Gesetzen des Ordens, da Ottmar nicht für den geistlichen Stand, sondern für die Welt ausgebildet werden sollte und deshalb mehr für einen Gast als Schüler des Germanicums gelten mußte. Er besaß das beste Zutrauen der Patres, denn er hatte bis dahin seinen gastfreundlichen Wirthen anfangs aus Höflichkeit später aus Klugheit seine, ihrem Standpunkte ganz entgegengesetzte Richtung verschwiegen und jedes darauf hinführende Gespräch vermieden, hatte aufrichtige

Anerkennung für einzelne ihrer genialen Institutionen gezeigt, welche sie natürlich mit einer wirklichen Ergebenheit für den Orden verwechselten. Die Hauptsache aber war, daß sein Vater als ein rechtgläubiger Katholik bekannt war, lauter Umstände, welche die frommen Väter so vollständig täuschten, daß Heinrich nichts zu thun brauchte, als zu schweigen und sich geduldig den Ordensregeln zu fügen, um alle Vortheile dieses seltenen Vertrauens zu genießen. Diese Versuchung war zu groß, er hatte sich zu sehr gewöhnt, jeder Laune, jeder Neigung nachzugeben, um es genau mit den Concessionen zu nehmen, die er gegen seine eigentliche Ueberzeugung den Vätern machen mußte und entschied sich für den Eintritt in die Casa al Gesu. Die Jesuiten waren hoch erfreut über ihre neue Errungenschaft, denn sie hofften, sich in dem ungewöhnlich begabten jungen Manne einen Agenten für Deutschland, insbesondere das protestantische und ihrem Einfluß verschlossene H*** zu bilden. — Mit Heinrich's Wunsch, unter einem anderen Namen in's Collegium zu treten, waren sie völlig einverstanden, denn auch ihnen mußte daran liegen, seinen Aufenthalt bei ihnen verschwiegen zu wissen, damit er später desto ungehinderter für sie handeln könne. —

So war der erste Schritt auf dem Abwege gethan, welchen seine blinde Selbstsucht als den schnellsten zum Ziele betrachtete, auf welchen der Mann stets geräth, wenn ihm die Selbstverleugnung fehlt, seine Gesinnung auf Kosten seines Ich zur Richtschnur seines Handelns zu machen. Mancher vom Glück Begünstigte ist ein krasser Egoist und gilt für einen Ehrenmann, weil sein Schicksal ihn zufällig nie mit seinem Egoismus in Zwiespalt brachte; wäre dies der Fall gewesen, er hätte den wohlfeil errungenen Ruhm leicht wieder eingebüßt. So ging es Heinrich in einer Zeit, wo sein Thun und Lassen noch nicht durch irgend eine Verantwortlichkeit oder vorauszusehende Folge beschwert war. Sein Beginnen hatte keine objective Bedeutung, weil er noch nicht als öffentlicher Character gewirkt hatte und in keiner politischen Verbindung stand. Er beging seiner Ansicht nach keinen Verrath an der Partei, der er zwar im Geiste, aber nicht formell angehörte, wenn er ihr den Mann, der ihr noch nichts war, auf ein Jahr länger entzog. Es handelte sich also nicht um einen thatsächlichen Meinungswechsel — denn einmal in die Welt getreten, wollte er sich treu zu seiner längst erwählten Farbe halten, — sondern um die Erlangung eines rein persönlichen Vortheils. Seiner Uner=

fahrenheit fiel es nicht ein, daß er als dereinstiger Parteimann seinen Anhängern nicht nur für seine Zukunft, sondern auch für seine Vergangenheit verantwortlich sei! — Den Mißbrauch des Vertrauens der frommen Väter scheute er nicht, weil er sich moralisch für berechtigt hielt, Menschen, die ihn nur zu ihrem Vortheil benutzen wollten, wiederum zu dem seinen zu gebrauchen. — Wohl widerstand es ihm einen Glauben zu heucheln, den er nicht besaß. Aber er war erfüllt von Bewunderung für einzelne ausgezeichnete Persönlichkeiten des Ordens, er fühlte sich überaus wohl bei ihnen und im Grunde war es ihm gleichgültig, welcher Religion sie angehörten, denn er hatte, wie gesagt, die Duldsamkeit des Indifferentismus. Ihm war alles Confessionelle eine rein culturhistorische Erscheinung. Die frommen Exercitien waren ihm nur leere Pantomimen, von deren Ausführung nichts abhing, als der Beifall der Patres, und sie fielen ihm um so leichter, als er in den Gebräuchen des Katholicismus aufgewachsen war. Den politischen und socialen Einfluß der Jesuiten hielt er für zu ungefährlich, um zu fürchten, daß er jemals in die Lage käme, ihm direct entgegentreten zu müssen. Er glaubte also, sich unbeschadet seiner besseren Ueberzeugung leicht mit den

Rücksichten abfinden zu können, die ihm sein Eintritt in die Casa al Gesu für die Zukunft auferlegen dürfte. — Aber er sollte erst zu spät erkennen, wie furchtbar er sich hierin irrte!

So begann er sein Noviziat, und was er einmal angefangen hatte, führte er auch beharrlich durch! — Er schien der gehorsamste, eifrigste Schüler des Jesuitismus und es gelang ihm, die Väter so zu blenden, daß diese ihn mit Allem ausrüsteten, was ihm Geltung an den Höfen verschaffen konnte, um ihren Zwecken zu dienen. Die genaueste Kenntniß aller persönlichen und diplomatischen Beziehungen, der fürstlichen Familien, Aufzeichnungen, welche die geheimen Affiliirten der Jesuiten in allen Ländern gemacht, eine Menge von Geheimnissen, deren kluge Benützung ihm einen großen Einfluß verschaffen mußte, ihre ganze sophistische Moral-Lehre prägten sie ihm ein. — Aber er lernte mit diesen für ihn so wichtigen Dingen noch etwas, was den gehofften Erfolg der Bemühungen des Ordens vernichten sollte — er lernte denselben mehr und mehr mißachten. Je zweideutiger und selbstsüchtiger dessen sämmtliche Motive ihm erschienen, desto mehr glaubte er sich berechtigt, ihn zu hintergehen und die Rücksichten der Dankbarkeit gegen denselben abzu-

streifen. Er erkannte mit Schreck, wie tief die Jesuiten in Alles eingriffen, wie erbittert mit tausendfachen Waffen sie Alles bekämpften, was er zu den höchsten geistigen Gütern der Welt zählte. Je weiter er eindrang, desto größer ward sein Widerwille, desto deutlicher sah er die unausfüllbare Kluft, die zwischen ihm und dem Jesuitismus lag.

Und als das erste Studienjahr sich zu Ende neigte, faßte er den Entschluß, den nächsten besten Vorwand zu ergreifen, um sich los zu machen aus dem ihm widerstrebenden Verbande, den er im jugendlichen Leichtsinn eingegangen war. Er wollte sich nicht noch weitere Verpflichtungen aufbürden, von denen er nun im Voraus wußte, daß er sie nicht erfüllen werde. Aber er kannte jetzt auch die Macht zu gut, der er sich anheimgegeben, um nicht zu wissen, daß ein offener Bruch mit den Jesuiten den Beginn seiner Laufbahn unmöglich machen, vielleicht sein ganzes Schicksal zerstören könnte. Deshalb schien es ihm unumgänglich geboten, vor der Hand noch Freundschaft mit ihnen zu halten, und er hatte ja unter der Zwingherrschaft seines Vaters gelernt, sich in solche „Nothwendigkeiten“ zu fügen! —

Er mußte also einen Vorwand finden, der ihn schein-

bar zwang, das zweite Studienjahr zu opfern und vor dessen Beginn die Casa al Gesu zu verlassen. — Der Augenblick war ihm günstig. Es geschahen von Seiten der H***'schen Regierung einige entschiedene Schritte gegen die beabsichtigte Niederlassung von Jesuiten in H***, welche den ganzen Orden in höchste Aufregung versetzten. Diese Gelegenheit benützte Heinrich. Mit außerordentlichem Geschick bestimmte er die Väter dahin, ihn nach H*** zu senden, um sich an Ort und Stelle von dem Stande der Dinge zu überzeugen und in ihren Interessen so schnell als möglich die Laufbahn zu beginnen, für die sie ihn bei den merkwürdigen Fortschritten, die er gemacht, als reif genug betrachteten. Die Erwartungen, welche die Patres in ihn setzten, rechtfertigten diesen Schritt, denn er hatte sie noch erhöht und gefestigt durch eine That, welche sonst nur die größte Opferfreudigkeit vollbringt, er hatte mit Ablauf seines Noviziats dem Orden ein Kapital von zehntausend Thalern zum Geschenk gemacht. Die frommen Väter ahnten nicht, daß es die Abstands-Summe war, mit der er sein Gewissen von jeder Pflicht der Dankbarkeit gegen sie loskaufen wollte, — daß er damit seinen Aufenthalt und Unterricht bei ihnen bezahlte wie die Studien auf einer Universität, weil er

als ein Mann von vornehmer Sinnesart einfach nichts schuldig bleiben wollte! — Sie hielten also für einen Act der Ergebenheit, was der Versuch einer moralischen Befreiung war, und ihr Vertrauen zu dem Manne, der ihnen solches Opfer brachte, mußte ein so großes werden, — als dies bei den vorsichtigen und stets auf alle Fälle bedachten Jesuiten überhaupt möglich ist. So ließen sie ihn reisen.

„Werde ein Diplomat und handle für uns, übe die Künste der Welt, um der Sache des Himmels zu dienen“ sagten sie ihm beim Abschiede, und er dachte sarkastisch lächelnd: „ich werde Diplomat, aber nicht um dem Himmel, sondern um mir selbst zu dienen.“ — In seine Heimath zurückgekehrt, ward es ihm vermöge seines Standes und seiner außerordentlichen Persönlichkeit ein Leichtes, die diplomatische Laufbahn zu beginnen.

Die Regierung in H*** war vorwiegend protestantisch und liberal. Er verschwieg daher sorgfältig seinen Aufenthalt im Jesuitencollegium und es gelang ihm, sich mit seinen großartigen Mitteln in wenigen Jahren emporzuschwingen. Er wurde Legationsrath, Freund des Ministers, der Liebling des Hofes. Jetzt stand er auf der Höhe, von welcher aus er beginnen konnte,

seine Schuld dem Orden abzutragen, und die Mahnung ließ nicht auf sich warten. — Es handelte sich natürlich immer wieder darum, diesem den offenen Zutritt im Lande zu erwirken, auch hier die Rechte der überall vorschreitenden Jesuiten zu erweitern.

Ottmar sollte diesen Forderungen Eingang verschaffen, — und that es nicht. Der Augenblick war da, wo er offen und für immer mit dem Orden brechen mußte. Er erkannte jetzt erst die damit verknüpfte Gefahr. Sollte er der Vertreter werden einer Lehre, die er verleugnete und während seines Aufenthalts in Rom erst recht unvereinbar mit seinen Anschauungen gefunden hatte? — Sollte sie das Schibboleth werden, welches seine früheren, bisher sorgsam verschwiegenen Verbindungen verriethe, seinem Streben nach dem einstigen Besitz eines Portefeuilles in H*** vielleicht für immer die Schwingen zerbräche? Um diesen Preis wäre das Studienjahr im Colleg zu theuer erkauft gewesen! —

Sollte er andrerseits den mächtigen Beistand der Jesuiten ein für allemal verscherzen, hartnäckige Feinde bekommen, wo er zuverlässige Freunde gehabt hätte?

Die äußeren Vortheile und Nachtheile beider zu wählenden Wege glichen sich ziemlich aus, seine Ueber-

zeugung des Besseren mußte also den Ausschlag geben und sie that es. Umsonst erfolgten die immer heftigeren Mahnungen. Er wollte die freie Richtung seines Geistes zur Richtung seines Lebens machen — er fiel unthätig von den Lehren und Bestrebungen des Ordens ab. Denn noch lebte in ihm ein Rest jenes Pflichtgefühls, das dem Manne gebietet, was er für falsch und verderblich hält, zu bekämpfen. —

Aber die Rache ließ nicht auf sich warten. —

Heinrich empfand bald, daß seine Stellung im Staate und bei Hofe nicht mehr dieselbe sei. — Während ihm bis jetzt vom Fürsten an bis herunter zu seinem letzten Untergebenen die höchste Achtung, ja Bewunderung gezollt worden war, sah er sich plötzlich mißtrauisch beobachtet, selbst gemieden, ohne sich erklären zu können, warum! Bisher gab es keine bedeutende Maßregel, zu der der Minister nicht heimlich seinen Rath eingeholt hatte, jetzt hüllte sich dieser in kühles Schweigen. — Tage und Wochen vergingen ihm so in der widerlichsten Stimmung.

Nur eine einzige Person am Hofe war sich gleich geblieben gegen ihn: seine Gönnerin, die Nichte des verwittweten Fürsten, Prinzessin Ottilie, eine hohe ätherische Erscheinung, die mit der strengen Grazie der geborenen Aristokratin den natürlichen Lieb-

reiz einer fühlenden Seele verband. In ihr besaß er eine wahre Freundin und er verehrte sie wie ein höheres Wesen, ja er war sogar manchmal geneigt zu glauben, er liebe sie, obgleich sich nie das leiseste Begehren sie zu besitzen, in ihm regte. Alles, was Bedeutung hatte, sammelte sich um die Prinzessin und sie fesselte Alle gleichmäßig durch ihren poetischen Sinn und tiefen Verstand so sehr wie durch ihr, wenn auch nicht mehr ganz jugendliches, doch ächt jungfräuliches Wesen. Ottmar ward von ihr vor dem ganzen Hofe ausgezeichnet. Seit einiger Zeit aber konnte sie ihn nicht empfangen. Ottilie sei leidend, hieß es, und er war gänzlich ohne Rath und Trost in seiner unheimlichen Lage.

IV.

Ein Schutzengel.

Endlich fand ein Hofball statt und Henri — denn Henri war es, der auf die Bälle ging — der sonst immer der Stern war, den alle Augen wiederstrahlten, sah sich vernachlässigt wie noch nie. Nur die als ultramontan verdächtigen Glieder des Hofes umgaben ihn mit einer ihm räthselhaften vertraulichen Freundlichkeit und einige seiner, wie er wohl wußte, ärgsten Feinde warfen ihm, wenn eben eine Menge Beobachtender nach ihnen hinsah, geheimnißvolle Blicke zu, die leicht genug bemerkt werden konnten. Wüthend über dieses unangenehme und ihm unbegreifliche Benehmen wandte er sich zu den jungen Mädchen, um sich einige Augenblicke zu zerstreuen. Doch die erste, der er sich näherte, eine entfernte Verwandte, wich halb traurig, halb erschrocken zurück. Er faßte lächelnd den

kleinen Finger ihrer gegen ihn ausgestreckten Hand und zog sie mit Leichtigkeit in eine Fensternische. „Warum fliehen Sie mich, kleine Elfe, was hab' ich Ihnen denn zu Leid gethan?" fragte er lauernd.

„Ach geben Sie, Sie sind ja ein Jesuit," — flüsterte halb ängstlich, halb schmollend das Mädchen. „Ah", eine langsame Röthe stieg in Henri's Gesicht auf; doch ohne eine Miene zu verziehen, strich er einen herabgleitenden Goldreif an dem runden Arm der Kleinen so weit hinauf, daß diese zum ersten Mal in ihrem Leben über ihren bloßen Arm erschrak.

„Wissen Sie denn, ob ein Jesuit etwas so Böses ist?"

„Nein," war die verlegene Antwort, „ich weiß nur, daß es Etwas — Etwas sein muß, was Sie nicht sein sollten; denn sonst würden Sie nicht so heimlich damit thun," — das Mädchen stockte.

„Nun, und wer sagte Ihnen das?" fragte Henri in höchster Spannung, ihr so nah und fest in die großen Kinderaugen blickend, daß sie in höchster Verwirrung fortfuhr: — „nun denn, Herr v. Neuenburg hat es meiner Mutter gesagt und diese war sehr unglücklich darüber und Beide meinten, man könne Ihnen nicht mehr vertrauen, — nun wissen Sie's, lassen Sie mich jetzt. Ach Gott ich hätte darüber gar nicht reden sollen."

Damit entfloh sie und das Lächeln mit ihr. — Nun war es nicht mehr der oberflächliche schäkernde Henri, sondern Heinrich stand hoch aufgerichtet in der Fensternische, kalt und höhnisch über die Versammlung hinblickend. —

„Diese wollen Diplomaten sein und verhandeln so wichtige Dinge vor solchen Kindern! zum Glück kenne ich euch genug, um zu durchschauen, daß dies Geschwätz nur von euch ihr Herren Jesuiten ausgeht! O, an solch ein Dasein geschmiedet zu sein, für eine Ehre seine ganze Kraft hingeben zu müssen, die der elende Hauch aus dem Munde eines Lügners hinwegwehen kann, wie Staub. — Lohnt es denn der Mühe, dieses Leben?“ —

„Nein dieses Leben wahrlich nicht,“ — raunte ihm der Dämon zu, der „erringen“ helfen sollte“ — „Du mußt in großartigere Verhältnisse kommen und höher steigen, damit Dir nicht jede kleinliche Intrigue an's Leben kann; — dann erst findest Du Ruhe.“

Diese Betrachtungen, die er bereits nicht zum ersten Male machte, wurden durch das Rauschen eines Gewandes gestört, und als er aufsah, stand Prinzessin Ottilie vor ihm. Sie sah ihn lange schweigend an;

er verneigte sich tief und sprach einige Worte der Entschuldigung für seine Zerstreutheit.

„Nicht doch, Herr v. Ottmar, unterbrach sie ihn, wir wissen ja, daß Sie bisweilen inmitten des geselligen Lärm's mit ihren Geistern verkehren; jedenfalls eine bessere Unterhaltung, als sie die Gesellschaft Ihnen zu gewähren vermöchte."

„O Durchlaucht, bestünde die Gesellschaft aus den Elementen, die meine gnädigste Prinzessin in sich vereinigt, es wäre der höchste Genuß, sich ihr mit all' seinen Kräften hinzugeben — wenn man aber, wie ich, ewig fremd, ewig unverstanden in diesem Labyrinth von Ansprüchen, Täuschungen und Vorurtheilen umherirrt, so möchte man wohl mitunter in die wesenlose Geisterwelt flüchten!"

„Nun und warum machen Sie sich nicht los von einer so feindlichen Umgebung," fragte die Fürstin, „warum finden Sie nicht die Kraft, sich, wenn auch nicht in die Welt der G e i s t e r, so doch in die des G e i s t e s zurückzuziehen?"

„Durchlaucht" sagte nach einer kleinen Pause Ottmar, „wenn ich das, was mich bisher noch an den Hof fesselte, mit hinübernehmen könnte in jenes Reich, wie gern würde ich diesem äußerlichen Treiben entsagen,

— aber so lange meine Heiligthümer noch von den Armen der großen Welt umschlungen sind, so lange will ich wenigstens einen Platz in ihrer Nähe behaupten und so gut als möglich ausfüllen."

Dabei heftete er einen jener Blicke auf die Fürstin, deren Wirkung er schon so oft erprobt hatte. Unwillkürlich wandte sie den Kopf, um zu sehen, ob sie Niemand hörte. „Herr von Ottmar" sagte sie dann, und ihre Sprache wurde gedämpfter, ihr Ausdruck sympathischer, „darf ich offen mit Ihnen reden?"

„O gnädigste, huldreichste Freundin," hauchte Heinrich mit einem Ton, getränkt von hingebender Innigkeit und einer Anmuth, die unwiderstehlich auf die empfängliche Seele der Fürstin wirkte.

„Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Absicht, mich durch Schmeicheleien zu bestechen, nicht erkannt hätte. — Ich habe sie erkannt, wie Ihr ganzes Wesen überhaupt! Ich bin gnädig genug, Ihnen zu verzeihen, daß Sie mich beurtheilen wie jede andere gewöhnliche Frau, die Sie mit ähnlichen Reden schon verwirrt haben mag. Ich verzeihe es Ihnen, weil ich Sie für größer halte, als diese Künste Sie erscheinen lassen. Sie sind keine Natur der Lüge, und wenn Sie zur Lüge greifen, so

thun Sie es nur in Fällen, die mit Ihrem inneren Leben außer allem Zusammenhang sind, die gar keine Beziehung, gar keine Wahrheit für Sie haben. Wo Sie mit Ihrem eigenen Ich, mit Ihrer einmal gewonnenen Ueberzeugung für Etwas einstehen müssen, werden Sie wahr sein. Dieses Vertrauen habe ich auf Sie und sehe es deshalb ruhig mit an, wie Sie die Verhältnisse und Menschen, die Ihnen natürlich von Ihrem hohen Standpunkt aus so klein erscheinen müssen, zu Ihrem Spielzeug machen, ja ich sehe Sie an mir selbst Ihre Ueberlegenheit erproben und indem ich weiß, daß Alles, was Sie sagen, unwahr ist, kann ich mich, ich bekenne es offen, nicht des Zaubers erwehren, den Ihre meisterhaft gespielte Komödie auf mich übt, und fühle mich zu Ihnen hingezogen, wie der Laie zu dem Künstler, dessen Kunstleistung er bewundert. Leugnen Sie mir nicht die Richtigkeit meiner Behauptung. Seien Sie groß, oder besser, zeigen Sie sich mir so groß wie Sie sind und gestehen Sie mir, daß ich Recht habe.“ —

„Fürstin“, rief Ottmar, „Sie haben recht, ich gebe zu, daß Sie mich erkannt haben — aber Eines nur muß ich Ihnen bestreiten: daß ich Ihnen gegenüber geheuchelt hätte; vor zehn Minuten noch

konnten Sie mich vielleicht einen Schmeichler nennen, aber jetzt ist Alles, was ich sprach, zur Wahrheit geworden und noch mehr, noch viel mehr hätte ich Ihnen zu sagen, wenn Zeit und Gelegenheit günstiger wären!“

„Ich fürchte, dies ist die letzte Gelegenheit, wo ich Sie ungestört spechen werde und eben deshalb spreche ich Sie. Ich weiß, daß Sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht hier bleiben werden, und wollte nicht, daß sie scheiden, ohne ein Wort der Versöhnung, vielleicht auch der Warnung auf Ihren ferneren Weg mitzunehmen; — denn Sie verdienen das Urtheil nicht, das man über Sie fällt, und es thut mir weh, einen edlen großen Menschen so durch seine eigene Schuld verkannt zu sehen.“

„So weit ist es schon mit mir?“ sagte Ottmar staunend.

„Ja leider, mein Freund! man hält Sie für sehr schlimm! Ihre Feinde haben Sie als einen geheimen Agenten der Jesuiten verschrieen, haben endlich dem Fürsten die Beweise geschafft, daß Sie ein Jahr lang als freiwilliger Schüler im Jesuiten-Collegium zu Rom waren. — Ihr ganzes Geheimniß ist verrathen.“ —

„Und glaubt man nicht,“ fiel Ottmar ein, „daß

die Jesuiten ein solches Geheimniß besser zu bewahren wüßten, wenn es nicht ihrem Plane diente, es zu enthüllen?"

„Sie müssen bedenken, daß Sie an einem protestantischen Hofe sind. Sie haben bisher den Freigeist gespielt, nun erkennt man Sie als einen Jesuitenzögling. Eines von beiden muß also falsch sein, man sieht sich in Ihnen getäuscht und ist so blind gegen Sie aufgebracht, daß man Ihren Feinden mehr als Ihnen selbst glaubt. Man hält alles, was Sie gegen die Jesuiten thaten und thun, für eine Maske. Die Freundlichkeit, die Ihnen einige, als Anhänger des Ordens bekannte Herren diesen Abend erwiesen, bestärkte den Fürsten mehr und mehr. Sie kennen ja seine Leidenschaftlichkeit; ich hörte vorhin ein Gespräch zwischen ihm und dem Minister, welches Ihnen zu wiederholen ich weder Zeit noch Muth habe — aber Sie zu warnen, dazu trieb mich mein Gewissen, und —"

„Und Ihr Gefühl, Prinzessin; es sagt Ihnen, daß ich trotz der zweideutigen Rolle, die Sie mich spielen sehen, ein Mann von Ehre bin, der die Heuchelei und Lüge als ein untergeordnetes Werkzeug jeden Augenblick von sich werfen kann, und dem Sie vertrauen dürfen!"

„Ob ich das darf, weiß ich nicht. Sie waren gegen keinen Menschen aufrichtig, und ich bitte Sie nur, bedenken Sie stets, daß die Lüge so gefährlich ist, wie eine giftige Farbe, mittelst deren man oft nur unbedeutende Dinge färbt, welche aber beim Gebrauch die Atmosphäre so vergiftet, daß man endlich selbst nicht mehr darin athmen kann.“ —

„Durchlaucht,“ flüsterte Heinrich, „lassen Sie mich wenigstens hören, wie Sie trotz meiner Fehler so viel Theilnahme für mich haben können?“ —

„Weil ich Ihre hohe Begabung, die Zerrissenheit, den Mangel an Frieden in Ihrem Innern erkannt habe, weil ich weiß, daß die Widersprüche, die Sie vor der Welt verdächtig machen, in den Gegensätzen Ihrer eigenen Natur wurzeln — und weil ich mich des tiefsten Mitleids um Sie nicht erwehren kann,“ sagte sie endlich mit überströmendem Gefühl, und legte ihre Hand innig auf die seine. Ihre Stimme klang für Heinrich wunderbar mahnend und in ihren tiefblauen Augen schimmerten Thränen als sie fortfuhr: „O es ist etwas so Großes, so Göttliches um eine volle echte Menschenseele, und sehe ich wie solch eine Seele in der Gefangenschaft dieses irdischen Körpers ringt und kämpft, sich verfängt und zerspaltet, so blutet mir das Herz

und ich möchte meine Hände schützend ihr um die wild schlagenden Fittige legen, bis die Stunde kommt, wo sie befreit, erlöst, emporfliegen kann! Man sieht nach uns, Gott sei mit Ihnen, leben Sie wohl!“ Damit entschwand sie im Getümmel.

„Mein Ideal sprach aus ihr,“ sagte Ottmar und blickte ihr lange nach.

Ein eigenthümlicher Widerstreit entspann sich nun zwischen den beiden Elementen in seiner Brust.

„Sie liebt mich, dies herrliche Wesen voll Geist und Herz,“ sagte Heinrich. Sie konnte nicht deutlicher sprechen und was sie verschwieg, das sagten ihre Augen, die mein Bild in ihren blauen Himmel einsogen und wiederstrahlten, wie die Sonne eine Fata Morgana in den Aether malt.“

„Und ich?“ — nahm Henri das Wort — „Ich stehe beschämt und arm vor ihr da, denn ich kann ihr Nichts geben für den Schatz, den sie mir entgegenbringt. — Ich liebe sie nicht.“ — „Und warum nicht?“ fragte Heinrich „kann sie einen Mann nicht für's ganze Leben glücklich machen? Steht sie nicht hoch, ist sie nicht so edel als geistvoll und hat sie nicht Seelenstärke genug, allen Intriguen zum Trotz, meine Hand anzunehmen, wenn ich sie ihr biete?“

„Alles das ist wahr," sagte Henri, „aber sie hat nichts Jugendliches, nichts Frisches und ist kränklich; wie kann ich mich für immer an eine Persönlichkeit schmieden, die auch nicht den geringsten persönlichen Reiz für mich hat? Eine schöne Seele, ein edler Geist sind Phantome, ein siecher Körper aber ist die trostloseste Wirklichkeit und eine Last, die ich durch das ganze Leben schleppen müßte. Nein, so lange ich noch jung bin, will ich dieses armselige Dasein genießen, bin ich alt und zerrüttet, so hab ich an meinem eigenen Wrack genug zu tragen und brauche nicht das einer leidenden Frau dazu."

„O, könnte ich lieben," sagte Heinrich, „Du solltest nicht vergebens die Arme nach mir ausstrecken, schöne Seele; ich wollte Dich hegen und pflegen als mein heiligstes Gut, aber so ist es unmöglich, wenn ich ihr auch diesen ganzen Menschen hingäbe, was besäße sie an ihm? Einen kalten Geist und eine Sinnlichkeit, die das arme ätherische Wesen nicht zu fesseln vermöchte und von der sie über kurz oder lang verrathen würde!"

Unter diesen Gedanken schritt er durch die Säle, um sich zu entfernen. Er wollte nach Hause; denn die Laune für das Fest war ihm verloren.

Als er in das letzte Zimmer kam, hatte eben ein

neuer Tanz begonnen und Alles in die großen Säle gelockt. Das Zimmer war still und leer. Nur die Lichter in den Candelabers knisterten leise. Auf den Tischen lagen zerstreut Fächer und welke Bouquets, auf den Divans leicht hingeworfene Mantillen. Alles zeugte von munterem, regem Leben, das noch vor wenigen Minuten hier gelärmt hatte, und nun schien ihm das verödete Gemach mit seinen marmornen Säulen und vergoldeten Wölbungen ein Mausoleum zu sein, in dem die Seele einen stillen letzten Abschied nehmen solle.

Einen Augenblick blieb er stehen. „Ottilie,“ hauchte er halb bewußtlos vor sich hin und es überkam ihn eine feierliche Stimmung wie seit lange nicht. Es war ihm, als wogten gute Geister in diesen Lichtwellen um ihn her, als wollten sie ihm Etwas zuflüstern, aber er könne sie nicht mehr verstehen. —

Da hörte er plötzlich an einer leisen Bewegung, daß etwas Lebendes in seiner Nähe sei, er blickte suchend um sich und unter der Thür stand die Prinzessin, mit tiefem Ernst ihn betrachtend.

„Ottilie,“ rief Heinrich, „Sie hat Gott hierhergeführt. O der Engel meines Lebens hat mich gerufen, aber ich konnte ihn nicht mehr vernehmen, denn ich bin in dem Getöse der Welt taub geworden für

seine Geisterstimme. In Ihnen wohnt er, werden Sie sein Orakel, lassen Sie ihn durch Ihre Lippen zu mir reden!“

„Herr von Ottmar, mein Herz ist erfüllt von dem Gedanken an Ihr Wohl, aber wie Ihnen zu helfen sei, weiß ich nicht, ich bete zu Ihrem guten Engel, daß er mir ein Mittel zeigen möge, die Krankheit Ihrer Seele zu ergründen. Ich weiß keines, als“ — sie stockte, weniger aus Verlegenheit, als um das rechte Wort zu suchen — „als daß Sie ein Wesen finden möchten, das Sie versteht und die Geduld der echten Liebe mit Ihnen hat. Nur die Sorge eines ganzen Ihnen hingegebenen Lebens wird die Mittel erkennen, Ihnen den verlorenen Frieden wieder zu schenken. Daß Sie solch ein Weib gewinnen, ist die Hoffnung und der Wunsch meines Herzens.“

„Prinzessin,“ rief Heinrich, den Ottiliens liebliche Begeisterung hingerissen hatte, „wenn ich Ihnen nun sage, daß ich solch ein Wesen in Ihnen fand, daß es kein Weib giebt, dem ich mich für das ganze Leben anvertrauen möchte als Ihnen!“

„Nein, mein Freund,“ sagte Ottilie erbleichend, aber ruhig. „Sie täuschen sich in diesem Augenblicke

selbst. Sie lieben mich nicht, es ist die Sehnsucht nach dem Guten, die, Gott sei gelobt, stets in Ihnen lebt, die Sie zu meiner — ich darf es sagen — reinen Seele hinzieht. Das ist keine Liebe, ich weiß es, und möchte Sie nie in einer Täuschung bestärken, die Sie um den besten Theil Ihres Lebens betrügen würde. Doch danke ich Ihnen für Ihr Geständniß. Es läßt Sie mir noch liebenswerther erscheinen, nicht weil Sie es mir, sondern weil Sie es dem Ideale gemacht, zu dem ich Sie so gern emporziehen möchte."

„Ottilie, lassen Sie mich Ihnen auf den Knieen danken für alle Klarheit, die Sie in meine dunkle Seele gegossen und lassen Sie mich Ihnen schwören, daß ich alles Große und Gute, dessen ich noch fähig bin, in Ihrem Namen, Ihrem Geiste thun werde!" und hingerissen sank Heinrich vor ihr nieder und faßte ihre beiden Hände.

„O, meine Seele liebt Sie, Ottilie, mit einer Liebe, die —"

„Die nicht von dieser Welt ist!" unterbrach ihn Ottilie und bog sich zu ihm herab. „Es wird eine andere Liebe in Ihr Herz kommen, und Sie werden mich segnen, daß ich die Kraft hatte, zurückzu-

weisen, was nicht **mir** gehört. Und jetzt bitte ich Sie, stehen Sie auf und lassen Sie mich allein."

Heinrich erhob sich, und als er Ottilie betrachtete, erschrack er. Hoch aufgerichtet stand sie da und ihre Brust rang nach Athem unter den mehr und mehr hervorquellenden Thränen; die Augen geschlossen, die feinen Lippen zusammengepreßt, war sie das erschütterndste Bild sich verzehrender Entsagung.

„Armes Herz, so lieben Sie mich, und sind doch so groß, mich zurückzuweisen?" fragte **Heinrich**.

„Ja, mein Freund," hauchte Ottilie, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde, so wahr will ich Ihr Glück mehr als das meine, so wahr entsage ich Ihnen. Frei müssen Sie sein und frei wählen, Gott gebe, daß Sie das Rechte finden."

„Nach diesem Schwur habe ich nichts mehr zu hoffen," sagte **Heinrich**. „Leben Sie wohl, meine Freundin! Wer die Kraft hat, so sich selbst zu bezwingen, der hat auch die Kraft, seinen Schmerz zu besiegen."

Er küßte sie auf die bleiche, kalte Stirn und eilte hinweg. „Gottlob, daß es so ablief!" flüsterte **Henri** und auch **Heinrich** athmete erleichtert auf, als fühle er sich einer großen Gefahr entgangen. Er hatte sich

durch ein augenblickliches Wohlgefallen und durch Ottiliens unverhüllte Liebe zu einem Schritt hinreißen lassen, den er bitter bereut hätte. Denn war er gleich überzeugt, daß ihn Niemand mehr so verstände wie Ottilie, so konnte ihm doch ihr Verständniß allein nicht genügen. Wie Henri mehr sinnlichen, so forderte Heinrich mehr geistigen Reiz. Er wollte angeregt, in Spannung versetzt, erheitert, unterhalten sein. Dies Alles hätte ihm Ottiliens gleichmäßiger tiefer Ernst nicht gewährt und so dankte er es ihr, daß sie seine kurze Anwandlung richtig beurtheilte und groß genug war, ihn zurückzuweisen.

In dem glänzenden Gemach stand die fürstliche Gestalt Ottiliens regungslos, die Hand auf das Herz gepreßt, das Auge gen Himmel gerichtet: „Wer von uns Beiden ist beklagenswerther — Er oder ich?!“

V.

Meister und Schüler.

Auf dem Heimwege erinnerte sich Ottmar erst wieder, daß er auf diese Stunde eine zärtliche Zusammenkunft verabredet hatte, und allmälig verblich der ernste Eindruck der vergangenen Augenblicke vor dem reizenden Bild, das sich nun seiner Sinne bemächtigte. Als er nach Hause kam, empfing ihn sein alter Kammerdiener, der ihn von Kindheit auf begleitet hatte, mit bleichem, schläfrigem Gesicht und zündete langsam Lichter an. „Ist die Kleine noch nicht gekommen?“ fragte Henri.

„Wer?“

„Nun wer? — Röschen!“ — fuhr er den Alten an.

„Röschen, die Tochter des Kanzleidieners Martin, erwarten Sie die?“

„Nun ja doch. Ich habe sie überredet, mich im

Garten zu treffen. — Gieb Acht am Fenster — und wenn sie kommt, führe sie in den Pavillon“ sagte er zerstreut und warf sich in einen Sessel.

„Erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich Sie warne,“ sagte der alte Mann mit schmerzlichem Ernste. „Röschen ist ein unschuldiges Mädchen, ist die einzige Tochter eines armen rechtschaffenen Mannes, der keine Freude hat, als dieses Kind! Haben Sie das wohl überlegt?“ —

„Mensch, langweile mich nicht mit Deinen Vorwürfen“, rief Henri, „gönne mir doch diese kleinen Freuden; das Leben mit den frivolen koketten Weibern wird ja nach und nach so schaal, daß es nicht mehr auszuhalten ist. Ich muß endlich einmal etwas Reines, Ursprüngliches haben, das meine Sinne erfrischt und das ewige Einerlei unterbricht, und dies ist wirklich ein reizendes Geschöpf!“ murmelte er wohlgefällig vor sich hin. —

„Gnädiger Herr,“ sagte der alte Mann mit tiefer Entrüstung „ich habe es Ihrer sterbenden Frau Mutter in die Hand versprochen, über Sie zu wachen, soweit und so lang es in meinen Kräften steht. Mein Einfluß hat früher viel über Sie vermocht, aber seit Ihrer großen Krankheit und Ihrem Aufenthalt in Frankreich

sind Sie ein Anderer geworden. Dennoch that ich, was in meinem beschränkten Wirkungskreis möglich war, um Sie vor Uebeln aller Art zu bewahren. Mir hat in den letzten Jahren mehr um Ihr Seelenheil als um Ihr körperliches Wohl gebangt. Ich hatte Gelegenheit, Ihnen Dienste zu erweisen, deren ich mich schämte. Briefchen tragen und leichtsinnige Damen heimführen ist nicht das Geschäft eines anständigen Mannes, dennoch that ich es aus Liebe zu Ihnen, und weil zuletzt kein Unschuldiger darunter zu leiden hatte. Sie wußten mir für meinen Gehorsam keinen Dank, sondern hielten ihn für einen Beweis gemeiner Gesinnung und mißachteten mich wohl im Stillen dafür. Das Alles trug ich geduldig und that meine Pflicht. Heute aber, gnädiger Herr, ist es Zeit, Sie aufzuhalten auf dem Wege, auf den Sie gerathen sind. — Ein junges unbescholtenes Mädchen zu verderben, ist ein Vergehen, dessen ich Sie nicht fähig gehalten hätte und zu dem ich meine Hand nicht biete."

„Alter Narr", murmelte Henri in sich hinein und sah nach der Uhr, „wenn Du nicht so brauchbar wärest, hätte ich Dich längst in Ruhestand versetzt. — Stelle Dich nicht einfältiger als Du bist, Anton! Ich habe heute schon so viel Moral gehört, daß ich fast

einen dummen Streich gemacht hätte, — glaubst Du, ich werde bei meinem Kammerdiener von vorn anfangen? Geh und laß mich allein!“

„Gnädiger Herr,“ sagte Anton fest, „ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß ich aus dem Dienste trete, wenn Sie darauf bestehen, das Mädchen bei sich zu sehen und bitte Sie um meine Entlassung noch in dieser Nacht!“

„Anton,“ schrie Henri in der höchsten Wuth, „ich habe lange Geduld mit Dir gehabt. Du warst mir treu, widerstandest sogar den Verlockungen der Jesuiten, hattest stets nur mein Wohl im Auge, das habe ich anerkannt und belohnt. Einen Diener aber, der sich zum Richter meiner Thaten aufwerfen will, kann ich nicht brauchen, wenn er mir noch so unentbehrlich wäre, also besinne Dich eines Bessern oder geh'!“ —

In diesem Augenblick ertönte leise die Hausglocke. „Ah, sie kommt,“ jubelte Henri und rief, Alles vergessend, Anton zu: „Leuchte!“ Dieser aber rührte sich nicht, sondern stand mit gefalteten Händen und betete leise: „Lieber Gott, rette diese junge Seele!“ —

In fliegender Eile rannte Henri ohne Licht die mondbeschienene Treppe hinunter; seine Hände zitterten vor freudiger Ungeduld. „Warte mein Röschen, mein

rosiges Röschen, ich lass' Dich ein, Du Herzenskind," flüsterte er, während er aufschloß; jetzt zog er, halb zurückgelehnt, die schwere Thüre auf, seinen Engel zu umfangen, und herein trat eine riesige Gestalt, vom Monde unheimlich beleuchtet und heftete ein Paar dunkle durchdringende Augen auf den entsetzten Henri. —

„Jesus, was ist das!" rief dieser und sank wie gebrochen von Schreck und getäuschter Erwartung gegen die Thür, die er wieder zuschlug.

„Jesus ist es nicht, aber Einer, der in seinem Namen kommt," ertönte die tiefe Stimme des Fremden im reinsten Italienisch.

„Alle guten Geister, Pater Severinus!" hauchte Henri, und trat einen Schritt zurück. Es klopfte leise von außen, das Blut stieg Henri siedend in die Stirn und er zögerte einen Augenblick in der höchsten Verlegenheit.

„Es sind meine Genossen," sagte der Italiener, „gestatten Sie, daß ich öffne." Er machte die Thür auf und zwei ihm ähnliche Gestalten traten ein, mit ihnen einer der Jesuiten, die Henri am Abend auf dem Ball gesprochen. Sie grüßten ihn ehrerbietig und er war Weltmann genug, um sich sogleich in die pein=

liche Lage, wie in die qualvolle Enttäuschung des Moments zu schicken.

„Seien Sie mir willkommen, meine Hochwürdigen Herren," sagte er lächelnd und führte sie hinauf.

Auf der Treppe stand der alte Anton mit Licht und einer der Geistlichen sagte ihm zum Gruß sein „Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit, Amen" — antwortete tief aufathmend der Greis, stellte den Eintretenden Stühle und entfernte sich mit einem kummervollen Blick auf seinen Herrn. —

„Wir suchen Sie noch nach dem Balle auf, mein Sohn," nahm Pater Severinus das Wort, „weil ich erst heute Abend von Rom hier angekommen bin und morgen früh weiter reisen muß. Ich befinde mich auf einer Rundreise durch Deutschland und hielt es für meine Pflicht, nach Ihnen, meinem Lieblingsschüler und Ihrem Seelenheile zu schauen. Doch leider mußte ich erfahren, daß der Boden, der unsere Lehren so leicht aufgenommen, Sandboden war, dessen besten Gehalt der Wind verwehte." —

Heinrich, der nun an Henri's Stelle getreten war, hörte mit seinem gewohnten satyrischen Lächeln ruhig der Rede des Paters zu. „Mein hochwür-

diger Herr, ich muß Ihnen im voraus bemerken, daß ich durchaus nicht mehr in der Stimmung bin, mich als einen Schulknaben behandeln zu lassen. Es giebt Tage, in denen uns ein eigenes Geschick zu verfolgen scheint; so bin ich heute dazu auserſehen, Moralpredigten zu vernehmen, und ich versichere Sie, jemehr ich deren höre, desto schlechter ist ihr Erfolg. Sie werden also einsehen, daß Sie auf diesem Wege nicht viel ausrichten können, besonders bei einem Menschen, der Nachts um 1 Uhr müd und erhitzt von einem Balle heimkommt.

„Sollte vielleicht Prinzessin Ottilie auch zu denen gehören, deren „Moralpredigten“ so erfolglos bei Ihnen blieben?“ begann hämisch Ottmars Ballgenosse, ein Geheimerath Schwelling.

„Was wissen Sie davon?“ fuhr Heinrich auf.

„Ich denke, genug, die edle Dame sprach nicht so leise, daß man nicht Alles in der daneben liegenden Fensternische verstehen konnte, und es wäre wirklich Pflicht, sie in Kenntniß zu setzen, wie nutzlos ihre Ermahnungen sind, damit sie sich künftig nicht mehr vergebens bemühe.“ —

Heinrich's Blick streifte mit unbeschreiblicher Verachtung das fette glänzende Gesicht und unruhige Auge des Sprechers.

„Prinzessin Ottilie!“ rief er mit würdevoller Entrüstung „ist das edelste Weib, das ich kenne, und steht zu hoch, um so gemeinen Zuflüsterungen ihr Ohr zu leihen. Sollte es Ihnen dennoch gelingen, mich bei ihr zu verrathen, so bedenken Sie nur, daß Sie mir dadurch Nichts schaden, daß Sie aber ein edles Herz nutzlos verwunden.“

„Oder heilen!“ erwiederte der Geheimerath höhnisch.

„Meine Herren,“ sagte Severinus, „unterbrechen Sie dies zwecklose Gespräch. Ich bin erstaunt, mein Herr Geheimerath, zu hören, welcher Sprache Sie sich bedienen, einem Manne gegenüber, dessen hohe Bedeutung Ihnen auch als Feind Achtung einflößen sollte. Wahrlich, dies sind nicht die Mittel, die eines so großen Zweckes würdig wären, und wenn unsere Sache in Deutschland so vertreten wird, begreife ich, daß hier das Wort „Jesuit“ ein Popanz ist, womit man die Kinder schreckt! In majorem Dei gloriam, vergessen Sie das nie! Ich sehe leider, daß man Euch, Ihr weltlichen Herren, öfter daran erinnern muß, als es unser nun in Gott ruhender General gethan. Es war an der Zeit, daß eine kräftigere Hand die Zügel erfaßte, das erkenne ich mit jedem Schritte auf diesem Boden mehr.“

Er war während dieser Rede aufgestanden, und in seiner Haltung lag etwas so Drohendes und Gebieterisches, daß der Geheimerath halb erschrocken und halb gereizt rief: „Pater Severinus, mit welchem Rechte führen Sie diese Sprache gegen mich?“

„Mit dem Rechte,“ antwortete Severinus „das der General mir gab, der mich gesendet, gegenüber jedem weltlichen Coadjutor, der die Segnungen unseres Verbandes genießt, ohne sich deren würdig zu zeigen.“

Das Wort General und Severinus' majestätischer Ernst vernichteten den Geheimerath, der schweigend auf einen Stuhl sank und mit der Hand die feuchte Stirne strich.

„Mein Sohn,“ sagte der Pater nun in ganz anderem Tone zu Ottmar, „führen Sie mich in ein Gemach, wo ich Sie allein sprechen kann. Wir allein haben uns verstanden, wir allein werden uns wieder verstehen!“

„Wie Sie befehlen,“ sprach Heinrich zögernd und wollte einen der Armleuchter vom Tische nehmen.

„Nicht doch,“ wehrte Severinus, „Sie kennen meine Gewohnheiten, gönnen Sie mir die Wohlthat, wie früher im Dunkeln mit Ihnen zu sprechen. Die Seele sammelt sich besser, wenn das Aeußere um uns her verhüllt ist.“ —

„Wie Sie befehlen,“ sagte Ottmar wieder und ein leises Lächeln spielte um seine Lippen.

Er führte den Pater in seine angrenzende Bibliothek. Einen Augenblick ging er dann hinaus und sagte Anton leise: „Sieh’ nach meinem Arbeitszimmer, räume die etwa herumliegenden Papiere auf und verriegele es nach dem Salon hin. Auch hoffe ich von Deiner Treue, daß, wenn Röschen kommt, Du sie in den Garten führst und im Pavillon einschließest!“

Dann kehrte er ruhig zurück. — Die Bibliothek war vom Monde zweifelhaft erleuchtet. In ungeheuren Gestellen waren die Bücher aufgethürmt, und von den vollkommensten Werken des Geistes, die in diese leblosen Hüllen gebunden waren, um im Geiste wieder aufzuerstehen, wandte sich der Blick zu den vollkommensten Werken der Natur, die unvergänglich in Stein und Farben wiedergeboren, den müden Denker erquicken und aus seinen schwindelnden Höhen sanft zu dieser Erde und ihren lieblichen Bildungen zurücklocken sollten. Statuen und Bilder aller Art standen und hingen umher.

Erleuchtete ein Mondstrahl die golgedruckten Namen der größten Dichter und Gelehrten, so enthüllte er auch die stumme Umarmung von Amor und Psyche und

zog die marmorne Schulter einer medicäischen Venus aus dem Dunkel. In einer Nische von Palmen und Schlingpflanzen warf er zitternde Schatten auf Schwanthalers Nymphe, die darüber zu trauern schien, daß sie von Stein sei und zu deren Füßen er ein marmornes Wasserbecken erglänzen ließ. Dann kämpfte sein bleicher Schimmer mit den glühenden Farben der trefflichen Copie eines Titian oder wandte sich spöttisch zu einem Tisch voll Karten, Entwürfen und Planen, deren halb aufgerollte Bogen sich hie und da leise regten. —

Es war ein seltsames geheimnißvolles Leben und Weben in diesem Raum. Geister schienen darin hin und wieder zu schlüpfen, hohe, keusch verhüllte Geister der Philosophie und Dichtung, nackte kosende Genien der Liebe, des Genusses.

Jetzt schienen sich alle neugierig um die dunkle, riesige Gestalt des Paters geschaart zu haben, der gedankenvoll an den Sockel einer Hebe gelehnt stand.

„Dies Studier- oder Bibliothekzimmer ist charakteristisch für Sie, mein Sohn,“ begann Severinus, als Ottmar zurückkam. „Ich sehe hier überall Ergebnisse der Zweigestalt Ihres Wesens: Gedanke und Sinnlichkeit; aber keine Frömmigkeit. Ein Cultus des Geistes, ein Cul-

tus der Natur — aber wo — wo sind die Spuren der Religion? haben Sie denn so ganz abgestreift, was Sie bei uns sich angeeignet?"

„Pater Severinus!" sagte Heinrich und trat dicht vor ihn hin, „wir sind allein, seien Sie offen, verlangen Sie — Sie von mir, daß ich ein Frömmler werde?" —

Severinus sah ihn lang und durchdringend an.

„Daß Sie ein Frömmler werden? Nein! Was ich von Ihnen fordere, ist Consequenz! Sie hatten sich bei uns, wie es schien, eine tiefe Religiosität angeeignet und trugen sie in Allem zur Schau, jetzt verläugnen Sie dieselbe. Sie haben sie also entweder verloren, dann sind Sie bedauernswerth, oder nie besessen, dann sind Sie verwerflich um der Comödie willen, die Sie mit dem Heiligsten, wie mit uns gespielt." —

Heinrich schwieg, er fühlte wie gerecht der Vorwurf des Paters war und fand keine Erwiderung, zugleich war er von dem zitternden Halblicht und den Aufregungen der letzten Stunden etwas betäubt und konnte ein leichtes Gähnen nicht unterdrücken. Pater Severinus schwieg jedoch auch und wartete beharrlich auf Antwort. Ungeduldig sagte Heinrich endlich:

„Mein hochwürdigster Herr, Sie könnten viel von Ihrem Pathos sparen, — ich läugne die Wahrheit Ihres Vorwurfs durchaus nicht, es fragt sich nur, ob er mich überhaupt trifft, denn ich muß Ihnen gestehen, daß es mir ziemlich gleichgültig ist, ob Sie mir mit Recht zürnen oder nicht — ich habe mich von Ihnen losgemacht und gehöre einer anderen Partei an, habe also von Ihnen nichts mehr zu erwarten noch zu dulden. — Es ist Euch allerdings gelungen, mich an diesem Hofe verdächtig zu machen — ich werde aber Mittel finden, mich zu rechtfertigen — und dann wollen wir sehen, wer von uns den Anderen mehr zu fürchten hat.“ —

„Mit tiefer Trauer höre ich diese Sprache, die ich, so wahr ich an Jesum glaube, nicht verdient habe,“ erwiderte Severinus. „Ich bin unschuldig an den Mitteln, die der heftige neuerwählte Assistent für Deutschland den General gegen Sie zu gebrauchen trieb. Werden Sie mir das glauben?“

Heinrich nickte: „Dazu sind Sie zu stolz, das weiß ich wohl!“

„Nun also, welches Unrecht können Sie mir gegen Sie vorwerfen, das Sie berechtigt, diese rücksichts- und herzlose Sprache zu führen?“ er schwieg und betrach-

tete Heinrich, der sich auf die Lippen biß und die Lehne seines Stuhles strich.

„Welches Unrecht hat Ihnen der Orden gethan, daß Sie es sich zur Aufgabe machten, ihn feindlich zu bekämpfen?“ frug Severinus weiter.

Wieder entstand eine Pause.

„Was, sagen Sie mir, was konnte Sie zu einem so schroffen Treubruch verleiten?“

„Ich habe keinen Treubruch begangen,“ rief Heinrich, „denn ich habe nie zu Ihnen gehört. Ich bin und war ein Mann der freien Richtung. Ich habe eine Zeit lang Eure großen unverkennbaren Vorzüge bewundert, aber je länger ich unter Euch weilte, desto mehr lernte ich Euch und die Principien Eures Ordens hassen, deren einziger Zweck Knechtung des Geistes unter Eure Dogmen, oder vielmehr unter Eure Herrschaft ist, ein Zweck, den Ihr mit allen erdenklichen, guten wie schlechten Mitteln zu erreichen wißt. Fordert Ihr wirklich, daß sich ein Mann meiner Art zum Werkzeug für solche Plane hergeben solle, konntet Ihr das denken, so war es Euere Schuld, nicht die meine, wenn Ihr Euch jetzt betrogen seht.“

„Darauf, mein Sohn, habe ich Ihnen zweierlei zu erwidern,“ sagte Severinus nach einigem Besinnen.

„Wenn Ihnen die Prinzipien unseres Ordens, den Gottes Hand bisher wunderbar beschützt hat, so verwerflich erscheinen, daß Sie es für Pflicht halten, ihm entgegen zu wirken und Ihrem Volke mit Ihren Ideen ein besseres Loos zu bereiten, so kann ich für meine Person Nichts dagegen sagen, als daß ich Sie um Ihres Irrthums willen beklage, dennoch aber dem Manne, dem das Wohl seines Volkes, wenn auch in irriger Weise, am Herzen liegt, eine gewisse Achtung zolle. Sie aber, Heinrich, Sie handeln gegen uns nicht aus dem Bedürfniß, Ihr Land vor einem vermeintlichen Uebel zu bewahren, nicht um der Heiligkeit einer einmal gewonnenen, wenn auch noch so verfehlten Ueberzeugung willen, sondern lediglich aus Eitelkeit, weil Sie dadurch vor Ihrer lärmmachenden brutalen Partei eine große Rolle spielen. Sie kennen nichts, was erhabener ist und unvergänglicher als die irdische Bewunderung, die man Ihnen zollt, weil Sie den Lohn und die Anerkennung Christi, die Ihnen seine Stellvertreter für die Ewigkeit verheißen, in Ihrer engen Seele ungläubig verschmähen. Eitelkeit und Egoismus stehen Ihrer Handlungsweise gegen uns zur Seite und vernichten selbst das armselige Verdienst, sich für Ihre Ueberzeugung geopfert zu haben."

„O Ottilie," rief Heinrich plötzlich in tiefer Entrüstung, „milder unschuldiger Engel! wie viel besser hast Du mich verstanden!"

„Es ist nicht das allein, was ich Ihnen zu entgegnen habe," fuhr Severinus, ohne sich stören zu lassen, fort. Wenn Sie denn, wie ich so eben sehe, der Vorwurf egoistischer Beweggründe so schwer trifft, so sagen Sie mir doch, welch' edles Motiv Sie veranlaßte, sich ein Jahr lang bei Menschen aufzuhalten, die Sie verabscheuen. Alle denkbare Freundschaft von ihnen anzunehmen, ein enthusiastisches Interesse zu heucheln für eine Lehre, die Ihnen als eine verderbliche und verbrecherische erscheint? Darauf, bitte ich Sie zu antworten, wenn Sie es können."

„Das kann ich," sagte Heinrich ruhig. „Zufall und Langeweile führten mich in Ihre Hände. Sie brachten mich in das Collegium. Die Genialität Eurer Systeme entzückte mich, ich wollte den geheimnißvollen Nymbus, der Euch umgab, durchdringen, ich wollte Euch und Euer Wesen erforschen, wie man jede Merkwürdigkeit kennen will. Ihr zogt mich an Euch, und da ich sehr bald einsah, daß es mich nur ein wenig geschickte Heuchelei koste, um der nützlichsten Kenntnisse für mein ganzes Leben theilhaftig zu werden, betrachtete ich sie als ein

nothwendiges Lehrgeld und bezahlte Euch damit; warum saht Ihr nicht, daß die Münze falsch war? Ihr erzogt mich zum Diplomaten und übtet mich in der Verstellung, die Ihr so schön „Selbstbeherrschung" nanntet. Während ich sie lernte, erprobte ich sie an Euch. Und so begann meine diplomatische Thätigkeit damit, Euch zum ersten Opfer Eures Unterrichts zu machen, und Euch zu belügen. Die Wahrheit möge mir diese Untreue eines Jahres, die ich an ihr beging, um eines ganzen Lebens der Reue willen verzeihen!"

„Das klingt sonderbar," sprach Severinus. „Haben wir Sie die Heuchelei gelehrt?" — die Wahrheit verschweigen, ohne zu lügen, dies ist die Kunst, die wir Ihnen auf Ihre diplomatische Laufbahn mitgaben. Gesetzt aber, es wäre so, gesetzt, wir hätten Sie die Verstellung, als zu gewissen Zwecken nöthig, gelehrt, mußte Sie nicht die einfach menschliche Dankbarkeit abhalten, uns, die Vertrauenden, in so schnöder Weise zu verrathen?"

„Dankbarkeit," lachte Heinrich, „wofür? — Habt Ihr mich freundlich aufgenommen und unterrichtet um meinetwillen? Wahrlich nein! Warum habt Ihr den armen Albert Preheim ausgestoßen, der blutarm, auf Euch angewiesen und Euch treu ergeben war?

Weil er nicht Fähigkeiten genug besaß, Euch zu dienen, weil er ein geistig beschränkter Mensch war. So habt Ihr auch mich nicht gehalten — zu meinem Besten — sondern zu dem Euren, weil Ihr in mir ein brauchbares Werkzeug zu finden glaubtet, weil Euch ein tüchtiger Agent für unser Land nöthig war. Sagen Sie selbst, hättet Ihr das Alles für mich gethan, wenn es nur gegolten hätte, mir eine Wohlthat zu erweisen?"

„Nein," sprach Severinus, „Unsere Aufgabe ist, nur Gott zu dienen. Diese nimmt uns so ganz in Anspruch, daß die Interessen des Einzelnen davor verschwinden müssen. Wer uns nicht in irgend welcher Art zu diesem Zwecke nützt, um den können wir uns nicht bekümmern, er wende sich an jene Orden, deren einziger Beruf die Ausübung der christlichen Charitas ist, kann er dort die Wohlthaten nicht finden, die er sucht, dann wäre er auch der unseren nicht werth!"

„Nun, wofür bin ich Euch also Dank schuldig?" fragte Heinrich.

„Dafür, daß Ihnen die Möglichkeit gegeben wurde zur Förderung der heiligsten Sache, zum Dienste des höchsten Wesens mitzuarbeiten. Was sind wir Menschen denn, was ist unser zerfahrenes Wirken? Erst

wenn wir einem großen Verbande angehören, unsere Kräfte mit diesem vereint, durch diesen vertausendfacht auf ein hohes Ziel richten, dann fühlen wir uns stark, dann haben wir die wahre Bedeutung. Und je mehr wir in dem Streben des Ganzen aufgehen, desto mehr verschwimmen die kleinlichen Sorgen für uns selbst, — dann erst finden wir die echte Befriedigung."

Mein edler Severinus," rief Heinrich, „glauben Sie nicht, daß auch ich einem solchen Verbande angehöre — wie alle die von einer großen Idee durchdrungen sind? Glauben Sie nicht, daß es auch heilige Interessen der Welt und Völker giebt, deren Vertreter ein unsichtbares Band gemeinsamer Thätigkeit verknüpft? Sein Sie versichert, auch in unserer Welt giebt es solche Gemeinschaften, die ohne Zwang und Schwur, ohne an Zeit und Raum gebunden und durch Statuten geregelt zu sein, ewig im Geiste durch sich selbst bestehen!" —

„Es klingt schön, was Sie da sagen; ich weiß, dies sind Eure philosophischen Stichwörter; aber es ist unhaltbar," — sprach Severinus. „Euer Verein, gesetzt, es könnte ein solcher allein in der Phantasie bestehen, ist zu weitläufig, um das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erzeugen, das allein den Egoismus

im Individuum unterdrückt; Ihr habt immer noch, Ihr Herren Weltbeglücker, in den Grenzen Eures eingebildeten Verbandes Raum genug, um Eure Einzelinteressen, Eure Einzelsorgen zu nähren und Euch zu bekriegen. Mag auch Euer Zweck vielleicht der gleiche sein, über die Mittel zu dessen Erreichung liegt Ihr ewig im Streite, ja Ihr seid oft aus rein persönlichen Gründen die erbittersten Feinde. Eine Gemeinschaft mögt Ihr haben — aber Ihr habt keine Einheit, und Euer Streben wird zu nichte an Eurer Zerfahrenheit. — Das Positive, gesetzlich Zusammengeschlossene fehlt Euch, es ist das Geheimniß unserer Macht — und während Ihr, die weit Ueberlegenen, am Theetische Mitglieder für Euere Genossenschaft werbt, nehmen wir Euch in der Kirche die Massen weg. — Solch' einem Verband können Sie freilich unbeschadet Ihres Egoismus angehören," fügte er lächelnd hinzu, „aber Sie werden sich auch stets unzufrieden und einsam fühlen; denken Sie an mich!" Er hielt inne und beobachtete Heinrich, dann fuhr er fort: „Wie anders würden Sie mit uns zusammen wirken! Mein Sohn, gibt es denn kein Mittel, Sie zurückzuführen? Gibt es keinen Zug der Pietät, der Sie an mich fesselt? Sie sagen, Sie seien gegen den Orden jeder Verpflichtung

frei, sind Sie es auch gegen mich? Ich denke, ich habe mehr für Sie gethan, als selbst unser Zweck nöthig gemacht hätte. Ich war als damaliger Präfect des Collegiums in jeder Weise in Anspruch genommen, dennoch habe ich meine Nächte geopfert, wenn mir bei Tage keine Zeit blieb, um Sie in Geheimnisse einzuweihen, die der Orden nur wenigen Auserwählten vertraut. Ich habe Geduld mit Ihren tausend Launen gehabt, Ihre Leidenschaften mit unerschöpflicher Nachsicht zu dämpfen gewußt, und Ihre große Begabung hat mich unablässig beschäftigt. Ich wollte Sie für uns gewinnen, nicht nur weil wir ausgezeichneter Kräfte bedürfen, sondern auch, weil ich für Sie selbst kein größeres Heil wußte. In Ihnen hatte ich die Menschen wieder lieben gelernt, um Ihretwillen bin ich duldsam geworden, um Ihretwillen bin ich von Rom hieher gekommen. Mein starres Herz schlug Ihnen entgegen wie einem Sohne, verdient das keine Liebe — nicht einmal Schonung?"

„Liebe!" sagte Heinrich ungeduldig, „was verlangen Sie denn? Männer lieben sich nicht. Ich achte Sie, denn Sie sind der Beste und Ehrenhafteste von Allen im ganzen Collegium, und wenn wir ein gemeinsames Interesse hätten, würde ich mich Ihnen mit

Freuden verbinden, aber mit unnützen Gefühlen gebe ich mich nicht ab, und gestehe Ihnen offen, daß ich nicht begreife, wie man für irgend etwas empfinden kann, als für die Weiber!“

„Wirklich?“ rief Severinus, „Sie glauben also nur das zu lieben, was Sie besitzen wollen. Sie lieben gar Nichts, Heinrich, und ich gebe es auf, Sie durch Milde und Güte zu rühren!“ Damit sprang er auf und lehnte sich wieder an das Postament der Hebe, die den Becher der Freude vergebens über ihm empor hielt. Sein scharfgeschnittenes Gesicht röthete sich leicht, seine dunklen Augen richteten einen überwältigenden Blick auf Heinrich. „Hier steht ein Mensch vor Ihnen, der sein ganzes Leben nur dem Dienste einer göttlichen Idee geweiht hat. In einem Jesuitencollegium erzogen, später als geistlicher Coadjutor in die Welt geschickt, endlich zum Assistenten gestiegen, lernte ich alle Leiden und Freuden unseres Ordens theilen, bin ich ganz Jesuit geworden vom Scheitel bis zur Sohle. Ich habe alle Leidenschaften in mir toben gefühlt und alle bewältigt. „Zur Ehre Gottes“ war das Ziel, das ich unverwandt im Auge hatte; ich benützte mein Leben nur als eine Vorbereitung für die Ewigkeit, und so trete ich stolz, Aug' in Auge dem

Tode gegenüber. — Werden Sie einst so ruhig der Vernichtung, an die allein Sie glauben, entgegensehen?"

„Ich hoffe es," sagte Heinrich kalt.

„Und wenn jetzt statt Ihrer Gottheiten der Sinnlichkeit, die Ihnen hier winken, ein blutender Christus auf dem Schooß seiner keuschen Mutter vor Ihnen läge und flehte: kehre zurück zu denen, die dich meine Wege führen wollen —"

„Dann würde ich ihm sagen: Herr führe du selbst mich deine Wege!" rief Heinrich gezwungen lachend.

„Und wenn wir Ihnen mit dem Fluche der Kirche drohten?"

„Dann werde ich Protestant!"

„Verworfener, verfluchter Sohn des Fleisches, der Du das Gefäß der Gottheit schändest! So wie dies nackte Götzenbild, so sollen Deine Freuden einst vor der Hand des Herrn zersplittern;" — schrie Severinus mit ausbrechender Wuth, umschlang die Hebe und schleuderte sie gewaltig dem entsetzten Heinrich vor die Füße, daß das Gemach dröhnte, und der reizende Kopf weit hinausrollte. Der Staub wirbelte von dem zitternden Boden auf. Einen Augenblick stand Heinrich starr vor Staunen und streifte mit einem Blicke des Bedauerns die lieblichen zerbrochenen Glieder. —

„Also mit diesem Knalleffect wollen Sie unser Gespräch beschließen, Pater?“ fragte er endlich, als er seinen alten Sarkusmus wieder gewonnen hatte.

„Beschließen? O nein, wir sind noch nicht fertig mit einander!“ sagte Severinus, ging einige mal im Zimmer auf und ab und blieb plötzlich mit majestätischer Ruhe vor Heinrich stehen. „Dieser Zwischenfall war der beschämendste Streich, den mir meine Heftigkeit jemals gespielt. Glücklicherweise kann ich Ihnen Ihr zerstörtes Eigenthum ersetzen. Schwerer dürfte es Ihnen fallen, einen Ersatz für das zu finden, was Sie moralisch in dieser Stunde eingebüßt! Wir wollen uns in Ruhe verständigen. Mein Ungestüm von vorhin war der höchste Ausbruch meines Schmerzes um Ihren Verlust. Aber Ihr eisiger Spott hat mich abgekühlt für immer. Schreiben Sie es sich selbst zu, wenn von nun an mein Verfahren gegen Sie jeder Rücksicht baar ist. Der Mensch in Ihnen ist todt für mich, Sie sind mir nichts mehr als der Feind meiner Kirche, den ich entwaffnen muß um jeden Preis!“

Heinrich blickte ihn erstaunt an. — „Ei, ich wäre begierig zu erfahren, wie Sie das bewerkstelligen wollen?“

„Das werden Sie sogleich hören. Wir müssen vorerst das Verhältniß feststellen, in welches Sie von nun an zu unserm Orden treten!“

„Das dürfte vergebene Mühe sein, Pater, da längst kein Verhältniß mehr zwischen Euch und mir besteht und sich auch nie wieder eines anknüpfen läßt!"

„Es wird, es muß bestehen! Es war bisher von Ihrer Seite ein freies, — jetzt wird es ein gezwungenes, das ist der ganze Unterschied! — Sie haben mir gezeigt, daß Sie innerlich von uns abgefallen sind, meine Sorge ist es zu verhindern, daß Sie dies auch äußerlich vollführen, und da es nicht durch Ueberredung gelang — so wird es durch Gewalt geschehen!" —

„Gewalt?!" rief Heinrich auffahrend, „was soll das heißen?" —

„Nichts anderes, als daß ich die Mittel besitze, Sie zu dem zu zwingen, was Sie nicht freiwillig thun!"

„Pater Severinus, — so schüchtert man Kinder ein — aber nicht Männer!" —

Severinus blickte ihm fest in die Augen: „Haben Sie jemals gesehen, daß ich mit leeren Drohungen spielte?"

„Nein," antwortete Heinrich in sichtlicher Spannung.

„Nun denn, so lassen Sie uns ohne Umschweife zur Sache kommen. — Sie müssen sich vor allen Dingen über Ihre gegenwärtige Lage klar werden. —

Daß Sie hier als unser Agent bezeichnet und in Ungnade sind — wissen Sie — Sie werden also so bald als möglich Ihren Abschied nehmen müssen, wenn Sie einen ehrenvollen freiwilligen Austritt einer schimpflichen Entlassung vorziehen."

„Und weshalb müßte ich das? wer kann mich auf Grund so lockerer Anklagen entlassen?"

„Man wird diese Anklagen festigen!" —

„Das kann man nicht, denn ich werde mich zu rechtfertigen wissen. Wenn ich auch nicht leugnen kann, daß ich einige Zeit mit Euch in Verbindung stand, so folgt daraus doch nicht, daß dies noch der Fall sei!"

„Auch hiefür ist gesorgt. Wir schaffen die unwiderleglichen Beweise, daß Sie noch bis jetzt brieflich mit uns verkehrten." — Er zog eine kleine Mappe hervor. „Nun bitte ich Sie um Licht!" Heinrich zündete Kerzen an und erkannte zwei Couverts, die ihm Severinus hinhielt, als von seiner Hand geschrieben. —

„Sehen Sie — hier in diesen Couverts waren die Antworten für den General auf sein Ansuchen betreffs der Erbauung eines Privat-Institutes in H. eingeschlossen, daß diese Antworten abschlägige waren, werden wir zu verschweigen wissen. Genug, den Beweis für eine in letzter Zeit geführte heimliche Correspondenz liefern die

Poststempel auf den von Ihrer Hand geschriebenen Adressen.“ —

„Und was sollen Euch diese helfen, wenn Ihr den Inhalt der Briefe verschweigen müßt? Wenn man Euch nun fragt, aus welchem Grund Ihr die Briefe selbst nicht vorzeigt?“

„Dann wird der Grund genügen, daß sie wichtige Ordensgeheimnisse enthielten, welche wir nicht preisgeben dürfen.“ —

Heinrich schlug sich wüthend vor die Stirn. „O konnte ich ahnen, daß ich es mit Menschen zu thun hätte, denen kein Mittel zu gering ist, die sich nicht schämen, elende Briefcouverts zu sammeln, um sie als Requisiten für ihre Plane zu gebrauchen.“

„Nichts ist's so gering, daß es sich nicht der Mühe lohnte, es zu bewahren, wenn es der heiligsten Sache nützen kann. Unser Herr Jesus Christus schämte sich nicht, ein Stück alten Eisens aufzuheben, warum sollten wir, seine Diener, nicht auch das Kleinste für seine Zwecke verwerthen dürfen?“

„Ich hoffe, Pater, daß Sie das Humoristische, um nicht zu sagen Lächerliche, einer solchen Logik in diesem Augenblicke selbst empfinden!“

„Lassen Sie uns nicht abschweifen. Ich weiß es

und verarge es Ihnen durchaus nicht, daß unser Verfahren Ihre Billigung in keiner Weise finden kann — deshalb habe ich es auch nicht Ihrer Beurtheilung unterstellt. Jedes Wort ist unnützer Zeitverlust, das nicht zur Sache gehört!" —

„Gut denn, Pater, wir wollen uns kurz fassen. — Sagen Sie, was Sie denn eigentlich von mir verlangen?"

„Daß Sie sich verpflichten, nichts mehr gegen uns zu unternehmen."

Heinrich lachte laut auf: „Und durch diese unhaltbaren Drohungen wollen Sie mich zu einem solchen Schritt bewegen? Nein, Pater, so weit sind wir noch nicht. Wenn ich auch nicht die Belege dafür in Händen habe, daß unser Briefwechsel ein feindseliger war, so können Sie doch eben so wenig beweisen, daß er ein vertrauter freundschaftlicher gewesen sei — am wenigsten aber, daß ich dadurch gegen meine Regierung gefehlt hätte. — Unsere Wage steht also gleich!"

„Wenn sie gleich stünde, so brauchte ich nur diese Schriften hineinzuwerfen und Ihre Schaale sinkt!" Er hielt ein Papier in die Höhe. „Hier die Beweise der Vergehen, welche Sie sich während Ihres Aufenthaltes in Rom gegen Ihre Regierung und Ihren Hof

zu Schulden kommen ließen. — Wer diese sieht, der wird nicht mehr daran zweifeln, daß Sie auch jetzt ein Verräther sind, wie sie es damals waren!"

„Severinus!" schrie Heinrich außer sich.

„Ruhig, mein Freund, — wir wägen nur unsere gegenseitigen Vor- und Nachtheile ab. — Wenn Sie mich zwingen, diese Papiere zu veröffentlichen, so ist es um Ihre Ehre und alle Plane Ihres Ehrgeizes geschehen."

„Und wenn Ihr mich um meine Zukunft als Staatsmann betrügt, dann wehe Euch! — Seht zu, welchen Feind Ihr Euch in mir schafft! Auch ich bin im Besitz von Geheimnissen, deren Enthüllung Euch unerwünscht sein dürfte."

„Weil wir dies wissen, mein Freund, erzeigen wir Ihnen die Ehre, mit Ihnen zu unterhandeln. Jedem Andern gegenüber würden wir ein kürzeres Verfahren beobachtet haben. — Es fragt sich nur, wer von uns beiden mehr zu verlieren hat, und Der sind Sie!" —

„Was enthalten diese Papiere?" fragte Heinrich dumpf. —

„Erstens eine Ausarbeitung von Ihrer eigenen Hand, die Sie auf Befehl des Rectors fertigten, und

welche die Charakteristik des hiesigen Hofes und der einflußreichsten Personen in der Umgebung des Fürsten enthält."

„Diese kann mich nur persönlich compromittiren," sagte Heinrich mit erzwungener Ruhe. —

„Sie kann von einem Uebelwollenden als eine Verrätherei Ihres Hofes zu Gunsten jesuitischer Zwecke ausgelegt werden — und in der That sollte sie uns auch Anhaltspunkte für die hier einzuleitenden Schritte geben!" —

„Es mißlang jedoch — weil die Charakteristik nicht stimmte; Jeder, der die hiesigen Verhältnisse kennt, wird sogleich sehen, daß sie absichtlich falsch ist, um den, der sich ihrer bedienen wollte, irre zu führen." —

„Dies kann eben so gut Mangel an Urtheil wie Absicht gewesen sein!"

Heinrich unterdrückte ein Lächeln: — „O, Pater, vergeben Sie mir die Unbescheidenheit, wenn ich daran zweifle, daß mir Jemand Mangel an Urtheil zutrauen sollte." —

Severinus biß sich auf die Lippen. „Sie waren damals ein sehr junger Mann, dessen Scharfblick noch nicht so geübt sein konnte wie jetzt. Indessen wo viele Beweise zusammenkommen, gibt die Menge den Aus-

schlag. Und ich besitze noch einen, der schwerer wiegt als alle. Er zog eine gedruckte Brochüre aus der Brust und deutete auf den Titel: „Wer ist der Autor dieser Flugschrift, die zu Gunsten des Jesuitismus gegen Ihre Regierung verfaßt wurde?“

„Ich!“ sagte Heinrich kalt. „Aber zum Glück können Sie den Beweis dafür nicht schaffen.“

„Den können wir schaffen!“

„Nein, Pater, es gäbe nur einen: das Manuscript von meiner Hand, und dies existirt nicht mehr, denn ich warf es selbst in die Flammen und sah es mit eigenen Augen verbrennen. Kannte ich Euch doch zu gut, Ihr schlauen Herren, um ein so gefährliches Dokument in Euerem Besitz zu lassen!“

„Das Manuscript verbrannten Sie, — aber nicht die Correctur!“ — sagte Severinus. „Als Sie diese zurückverlangten, hieß es, sie sei bereits vernichtet. Hier sind die Druckbogen von Ihnen selbst beschrieben! Sie wunderten sich damals, daß wir in unserer Geheimdruckerei so schlechte Setzer hatten, weil Sie ganze Worte falsch fanden. Sie waren arglos genug, nicht zu bemerken, daß die Fehler nur gemacht waren, um möglichst viele Verbesserungen von Ihrer Hand zu

erlangen. — Niemand, der die charakteristischen Züge Ihrer Schrift kennt, wird an der Aechtheit dieses Documentes zweifeln!"

Heinrich war erblaßt. Er heftete einen Blick tödtlichen Hasses auf Severinus, der ihn ruhig beobachtete. „Zum Ueberfluß ist hier noch der Brief, mit welchem Sie dem Pater R.... die von ihm befohlene Brochüre übersendeten, und hatten Sie auch Vorsicht genug, darin den Titel nicht zu nennen, so wird doch Niemand glauben, daß Sie dem General der Jesuiten eine andere, als eine im Interesse des Ordens verfaßte Schrift zur Einsicht vorlegten." — Eine bittere Ironie verzog die feinen Lippen des Paters: „Mir scheint, Sie haben damals doch noch nicht gewußt, wie „schlau" wir sind! — Sie können nun hingehen und alle diese — wie Sie es gewiß nennen — „nichtswürdigen Zwangsmaßregeln" veröffentlichen, Sie werden uns dadurch wenig schaden, sich selbst aber nicht rechtfertigen. Sobald diese Geheimnisse enthüllt, — sind Sie verloren. — Halten Sie dann Ihrem Hof und Ihrer Regierung psychologische Abhandlungen über die Wandlungen, die mit Ihnen vorgegangen, oder über die Gründe, die Sie bestimmen konnten, ein langes Jahr hindurch Ihre Ueberzeugung zu verleugnen — man wird Sie ver-

lachen und Ihr Name ist vor jeder Partei gebrandmarkt!"

Heinrich bebte vor Wuth. Die peinliche Verlegenheit, in die er sich so unvorbeitetet gestürzt sah, das Unübersehbare seiner Lage, des Paters schlagfertige Dialectik und seine körperliche Ermüdung: Alles zusammen verwirrte ihn so, daß er die Herrschaft über sich selbst verlor und nur seinem Instinkt folgend sich auf Severinus stürzte, der so eben die Schriften wieder in die Brusttasche steckte. „Halt," rief er und umklammerte den Arm des Paters. „Glauben Sie wirklich, daß ich diese Papiere, die mein Lebensschicksal bestimmen, gutwillig in Ihrer Hand lassen werde?"

Severinus blieb völlig ruhig und maß ihn mit einem vernichtenden Blick. „Ottmar — ich könnte mich wehren, wenn ich nicht genug Vertrauen in Ihre gesunde Vernunft setzte, um mich vor Gewalt bei Ihnen sicher zu wissen!" —

Heinrich ließ von ihm ab und sank auf einen Sessel, um schweigend über sein Verhängniß nachzusinnen.

Severinus trat nach einer langen Pause zu ihm, seine Züge wurden weicher, sein strenger Ton milderte sich und es schien als spiegle sich ein Schmerz in seinen Augen, als er Heinrich die Hand auf die Schulter

legte und leise seinen Namen rief. Dieser blickte finster auf.

„Ottmar, ich handle nicht für mich — sondern für meine Kirche!“ —

„Es ist mir gleichgültig, für wen Sie handeln, wenn Sie mein Schicksal zerstören. — O es ist nichtswürdig! Ich habe Euch um die Bemühungen eines Jahres bestohlen, aber Ihr betrügt mich dafür um ein ganzes Leben! Wehe dem, der sich unvorsichtig in Euren Zauberkreis wagt, er kann ihn nicht mehr durchbrechen, ohne sich selbst daran zu zerschmettern.“

„Ottmar, ich begreife nicht, daß Sie jemals dachten, wir würden eine so unschätzbare Kraft in die Welt hinausschicken, ohne das Ende des Lenkseiles in der Hand zu behalten, an dem wir Sie jeden Augenblick wieder zurückziehen könnten. — Lassen Sie uns denn zum Schluß kommen. — Ich habe strengsten Befehl, nicht ohne die bereits erwähnte Bürgschaft von Ihnen zu gehen. Ertheilen Sie mir nicht noch heute Nacht das Versprechen, Ihre Entlassung freiwillig zu nehmen, so muß ich morgen das Verfahren gegen Sie einleiten, welches Sie ehrlos macht.“ —

„Und so soll ich mir die Hände binden lassen? Soll bis hierher gestiegen sein, um nun in der Blüthe

meines Glücks zurückgeschleudert zu werden in das Nichts der Alltäglichkeit, verlacht und verhöhnt? Nein, ich will und werde nicht durch Euch zu Grunde gehen. Ihr kennt nur den Fanatismus, mit dem Ihr unaufhaltsam Eure Zwecke verfolgt. Auch ich trage einen Fanatismus in mir, es ist der des Ehrgeizes und diesem muß alles weichen, Gutes und Schlechtes. Ihr sollt erkennen, daß ich nicht umsonst Euer Schüler war. Ihr habt mir den Stempel Eurer Gemeinschaft aufgedrückt, um mich vor meiner Partei zu brandmarken, aber, was mir an protestantischen Höfen schadet, nützt mir an katholischen. Ich stehe nun einmal in dem Rufe des Jesuitismus, so will ich ihn denn auch ausbeuten. Ich werde in einem katholischen Lande unter dem Scheine eines Einverständnisses mit Euch in den Staatsdienst treten. Ihr könnt Euch nicht selbst so widersprechen, daß Ihr mich hier als ultramontan, dort als liberal verschreit. Ich werde nach N*** gehen, wo Ihr gewiß seid, daß ich Euch gegenüber machtlos bin. Ist Ihnen das nicht genug der Sicherheit, dann beginne der Kampf — denn mehr kann ich nicht thun.“ —

„Es ist der einzige Ausweg, den Sie noch haben, wenn Sie denn doch Ihr Heil nur im Glanz einer diplomatischen Laufbahn suchen, und es ist nicht unsere

Absicht, Ihnen diesen zu versperren, denn wir wollen Sie nicht unnöthig zum Aeußersten treiben. N*** ist wenigstens der einzige Ort, wo Sie uns nicht schaden können. Unter dieser Bedingung wollen wir uns also gegenseitig schonen und Friede halten. Aber wenn es Ihnen gelingt, sich in N*** Einfluß zu verschaffen, und Sie würden jemals versuchen, ihn gegen uns zu gebrauchen — so vermögen wir dort — nicht durch List, sondern durch unsere festbegründete Macht Sie augenblicklich zu stürzen. Das bedenken Sie wohl!“ —

„Ottilie,“ dachte Heinrich „Du sprachst wahr; ich habe mir mit meinen Lügen die Luft so vergiftet, daß ich nur noch Verderben athme und mir geschieht mein Recht! — Gut denn“ — sagte er zu Severinus, „Ihr heiliger Zweck ist mit den würdigsten Mitteln erreicht! Sie stoßen einen Menschen, der bisher mit einer einzigen kurzen Abweichung die Bahn des Rechten gegangen war, auf die des Unrechts, der Heuchelei. Gleichviel ob eine Seele dabei zu Grunde geht, wenn nur der Schein gerettet ist.“

Severinus schlug die Augen nieder. „Die Sache muß gerettet werden, der Sache muß der Einzelne fallen, seiner Seele möge sich Gott erbarmen, wenn das, was ihn zum Guten führen sollte, ihn zum

Schlechten führt! — Kommen Sie, wir wollen unsere Uebereinkunft vor Zeugen wiederholen.“ Severinus öffnete die Thür und sie traten in den Salon, wo die Uebrigen mit besorgten Mienen ihrer harrten.

Heinrich's Vorschlag wurde ausführlich besprochen und mit Ehrenwort bekräftigt. — Kalt verabschiedete Heinrich die Herren.

Unter der Thür kehrte Severinus noch einmal um und ergriff seine Hand. „Ich weiß nicht, welch' wunderbarer Zug der Liebe mich an Sie fesselt, daß, während ich Sie als meinen schlimmsten Feind behandelte, Thränen des Schmerzes um Sie mein Auge netzten, obgleich ich nur treu meine Vorschrift befolgte. Vergeben Sie mir, wie ich Ihnen um Jesu willen, und sollten Sie meiner je bedürfen, so rufen Sie mich!“ Er blickte Heinrich mit dem vollen Ausdruck seiner mächtigen Augen an; es war als glänzten sie feuchter wie sonst, als er ihn fragte: „Werde ich Sie nicht wiedersehen, wenn ich in einigen Wochen über H*** zurückkehre?“

„Nein“ sagte Heinrich „ich nehme morgen meine Entlassung und reise dann so bald als möglich ab.“

Da plötzlich zog Severinus ihn leidenschaftlich an seine Brust. „So leben Sie wohl, verlorener Sohn! Ich werde von heute an Nichts mehr lieben als Gott!“

— Dann stieg er festen Schrittes, ohne sich umzusehen die Treppe hinab. Der alte Anton hatte den Herren hinunter geleuchtet und kam bleich, aber ruhig herein.

„Wo ist Röschen?“ rief Henri, der sich glühend sehnte, die Qualen dieser Stunde in den Armen der Liebe zu betäuben.

„Sie ist nicht da,“ sprach der Greis.

„Nicht da?“ fragte Henri erstaunt, „wo ist sie denn?“ —

„Gnädiger Herr, verzeihen Sie mir, — ich konnte nicht anders, — ich habe sie heimgeführt zu ihrem Vater.“ —

„Was, was!?“ schrie Henri außer sich vor Wuth, „das wagst Du gegen Deinen Herrn? Morgen früh’, ehe ich aufstehe, bist Du aus dem Hause, — ich will Dich nie mehr sehen.“ —

Er warf ihm eine volle Börse vor die Füße. Dem alten Manne stürzten die Thränen hervor und die Knie drohten ihm zu brechen.

„Gnädigster Herr,“ sagte er mit erstickter Stimme, „möge es Sie nie gereuen, so viel Treue von sich gestoßen zu haben. Leben Sie wohl, Gott beschütze Sie.“

Damit schwankte er hinaus; Ottmar warf sich in trostlosem Mißmuth auf sein Lager. Das Vollgefühl

seines verfehlten Daseins überkam ihn zum ersten Mal mit vernichtender Klarheit. —

So war denn der zweite Schritt gethan, er war abermals eine Stufe tiefer gestiegen. Es hatte nicht an der Warnungsstimme gefehlt, aber der Egoismus mußte sein Werk in ihm vollziehen, auf Kosten alles Andern. —

Die erste That, die Heinrich unter dem Einflusse dieses furchtbaren Dämons, gegen sein Gewissen begangen hatte, war das Spiel, das er ein Jahr lang mit den Jesuiten trieb, um für seine Laufbahn Kenntnisse zu sammeln. — Als er später an Scheidewege kam, auf welchen er gleichviel zu verlieren oder zu gewinnen hatte, wählte er noch den Weg der Wahrheit. Jetzt aber trat ihm die Nothwendigkeit entgegen, entweder seinen Ehrgeiz oder seine Ueberzeugung zu opfern, — und jetzt mußte die Ueberzeugung erliegen gegenüber dem Egoismus. Er wählte von nun an die Bahn der Lüge, des äußeren Vortheils, als die einzige, die ihn hinauf führte.

Er hatte sich verpflichtet, in N*** die Feinde des Fortschrittes gewähren zu lassen, ein armes Volk selbst unterdrücken zu helfen, er mußte sein Gewissen überreden, daß alle seine Ideen von Recht und Freiheit

todt und nicht werth seien, ein ganzes Leben der Ehre und Macht dafür zu opfern, daß die Menschenliebe, die wenigstens im Gewande eines männlichen Pflichtgefühls in seiner kalten Seele fortgelebt hatte, eine aus seiner Jugend zurückgebliebene Ueberspanntheit sei, die dem eigenen Nutzen weichen müsse. — Und es konnte ja auch nicht anders kommen. Das Gemüth allein macht uns alle jene Ideen so lebendig, daß wir für sie weinen, leiden und bluten können, wie für wirkliche athmende Wesen. Es gibt uns auch für die Menschen, die wir nicht in den Kreis unserer sinnlichen Wahrnehmung ziehen können, jenes warme Mitgefühl, welches wir als „allgemeine Menschenliebe“ bezeichnen und ausüben. Das Gemüth aber fehlte ihm ja und mit ihm auch das eigentliche wahre Ehrgefühl. Dennoch kam er diese Nacht nicht zur Ruhe. Er war von Geburt an edel geartet; fühlte er auch nicht mehr wie früher, so wußte er doch noch, wie er einst gefühlt. Er wußte, was Recht und Unrecht sei, und daß er das Unrechte ergreife. Er überblickte mit Scham den verflossenen Tag.

Heinrich wie Henri waren heute gleich tief gesunken. Hatte Heinrich mit seinem Rechtsgefühl gebrochen, war er seinem Ehrgeiz erlegen, so war Henri

in seiner Genußsucht so weit gegangen, daß er eine junge, vertrauende Seele verderben wollte. Den Greis, der sich seinem Beginnen entgegenstellte, hatte er zürnend von sich gestoßen. Der Egoismus hatte in beiden Naturen seinen Sieg gefeiert.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken schlief er endlich gegen Morgen ein.

Es war schon spät als er erwachte. Die Strahlen der Wintersonne erleuchteten die heiter blühenden Landschaften seiner Fensterrouleaux, einige frierende, hungernde Vögel zwitscherten laut, alles log ihm einen Frühling vor, der draußen so wenig vorhanden war, wie in seiner Brust. Er schlug die Augen auf, blickte um sich und sagte sich mit tiefem Athemzug jenes schmerzlich täuschende „Gottlob, du hast nur geträumt." Er sank noch einen Augenblick in die Kissen zurück, es schien, als habe seine Seele die Augen noch nicht geöffnet und schlummre fort, während er in die bunten Farben der Rouleaux schaute. Da war ihm, als ginge die Thür auf, als käme der alte Anton herein, um ihn zu wecken. „Ja," rief er laut und fuhr in die Höhe. Aber er fand sich allein. Er rieb die Augen und besann sich, zum ersten Male seit seiner Kindheit weckte ihn der Anton nicht zu rechter Zeit.

Er hatte ihn ja diese Nacht fortgeschickt! Es war kein Traum, er hatte alles wirklich unwiderruflich gethan und erlebt! „Was begonnen ist, muß vollendet werden,“ sagte er mit finsterem Entschluß und erhob sich, um seinen unseligen Lebenswechsel einzuleiten.

VI.

Die Burgfee.

Sechs Jahre später, an einem kalten trüben Novembertag wartete eine Menge murmelnder, unzufriedener Menschen vor dem Gebäude, in dem das Wohl und Wehe des Landes N*** entschieden wurde. Eine wichtige Conferenz schien so eben geschlossen zu sein. Es war eine Berathung über die Verschärfung der Strafgesetze für politische Verbrecher. Die Equipagen fuhren vor und nach der Reihe stiegen die Minister und Räthe ein. Endlich rasselte ein glänzender Batard mit zwei wilden schnaubenden Schimmeln so rasch daher, daß die Menge erschrocken auswich und mit gespannter Erwartung nach der Thür blickte. Zwei Bediente eilten voraus und öffneten den Schlag. Ein schlanker, noch junger Mann erschien; scharfe Linien durchzogen sein bleiches Gesicht. Keines Blickes wür-

digte er die drängende Menge, aber im Einsteigen hörte er, wie man dicht neben ihm flüsterte: „Das ist der Ottmar, der ist auch einer von den Aergsten!“

Der Schlag flog zu, die Bedienten sprangen auf ihren Platz und wie Greife brausten die stolzen Rosse durch das flüchtende Volk hin.

„Haßt Ihr mich endlich?“ murmelte der starre Mann im Wagen. „So ist es recht, erst wenn ich sehe, wie ich gehaßt bin, werde ich diesen Rest von Gewissenhaftigkeit, der mich noch quält, abthun, und nur mir und meinen Zwecken leben.“

Der Wagen hielt vor einem schloßartigen Gebäude, es war das Staatsgefängniß. Ottmar war längere Zeit Commissair in einer der revolutionirten Provinzen des Landes gewesen, in welcher neuerdings wieder ein Aufstand befürchtet wurde, er hatte deshalb den Auftrag, die politischen Gefangenen, die in jenem Landestheil zu Hause waren, zu Aufschlüssen, die der Regierung die Fäden der Verschwörung in die Hände liefern konnten, zu veranlassen. Der Fürst hatte ihn zu diesem Geschäft erwählt, weil er gefühllos beobachtend, geschmeidig und gewandt in Behandlung der verschiedensten Naturen sich am besten dazu eignete. — Ottmar hatte sich in der kurzen Zeit, während welcher er dem

N***schen Staate diente, zum Geheimen Rath und Mitglied des Staatsraths emporgeschwungen und machte seine Talente auf den weitesten Gebieten geltend. Er war der vertraute Freund des jungen Fürsten, über den er eine, Allen unerklärliche Macht hatte; er war Vollstrecker der geheimsten Beschlüsse, wurde nicht selten den Geschäftsträgern fremder Höfe gegenübergestellt, und seine Feinde begannen ihn mehr und mehr zu fürchten, da sie zu spät erkannten, daß sein Einfluß bereits den ganzen Hof durchwuchert habe.

Was es ihn gekostet hatte, sich so zu fügen und zu schmiegen in ein System, das er in der tiefsten Seele verwarf, wie aber Egoismus und Ehrgeiz immer wieder die besseren Regungen der freien Ueberzeugung in ihm unterdrückten, wie die Sucht, Etwas zu sein oder besser zu bedeuten, alles Andere in ihm gewaltsam niedergekämpft hatte, das prägte sich erschreckend in diesem krankhaft verzogenen, wenn auch schönen Gesichte, in dieser leidenden, aber stolz aufgerichteten Gestalt aus.

So ging er finster und schweigsam hinter dem Führer her, der ihn in das untere Stockwerk zu den schweren Verbrechern brachte. Ein kalter Hauch schlug ihm entgegen und beengte ihm die Brust, unwillkürlich

sagte er vor sich hin: „Hier müssen Menschen leben!“ Da schien es, als ob durch eine der eisernen Thüren ein verzweiflungsvolles Schluchzen dränge. Er blieb stehen und horchte, — dann war's, als ob eine tiefe, weiche Stimme in streng mahnenden Worten spräche.

„Oeffnen Sie mir diese Zelle,“ sagte er zu dem Führer. Dieser aber rührte sich nicht.

„Ach, gnädiger Herr,“ bat er, „wollen wir nicht zuerst zu den Anderen gehen, der da drinn' ist ein gar zu wilder Mensch!“

„Oeffnen Sie,“ befahl Heinrich.

„Wir bitten um Gnade, großmüthiger Herr, wir sind alle ruinirte Menschen, wenn Sie jetzt nicht Erbarmen üben,“ stotterte in höchster Verlegenheit der Führer.

„Was haben Sie?“ fragte Heinrich auf's Höchste befremdet, „ich werde Gnade üben, wenn ich es kann, aber Sie öffnen mir sogleich!“

Zögernd schloß der Mann das niedere Thürchen auf und wie bezaubert stand Heinrich da. Auf einem Schemel saß ein Mädchen, ein Buch, aus welchem sie vorgelesen zu haben schien, auf den Knieen haltend, sinnig und schön, wie man die Muse der Geschichte malt. Sie neigte sich über den Gefangenen hin, der

sich weinend vor ihr auf den Boden geworfen hatte, und sprach ihm tröstend zu.

Heinrich winkte dem Führer zu schweigen und trat schnell hinter die Thür, um nicht gesehen zu werden. „Sie kommen zu früh, ich bin ja noch keine halbe Stunde bei Sebastian,“ sagte das Mädchen. Ein blasser Sonnenstrahl fiel auf sie, als sie den Kopf erhob, und eine Fülle wilder Locken aus dem Gesicht schüttelte. Sie warf die etwas stark gewellten Lippen auf und fragte kurz den Wärter: „Was haben Sie heute, warum sehen Sie mir zu?“

„Sie müssen jetzt herauskommen,“ sagte dieser.

Langsam erhob sie sich.

„Stehn Sie jetzt auf, Sebastian, sein Sie vernünftig!“

Sie bückte sich zu dem Verzweifelnden nieder und wollte ihm aufhelfen, der aber wühlte sein Gesicht immer mehr in den feuchten Boden.

„Stehn Sie auf,“ herrschte sie ihn nun plötzlich an, „geberden Sie sich wie ein Mann, nicht wie ein Kind, wenn Sie wollen, daß ich jemals wiederkommen soll!“

Da erhob sich der Gefangene. Er war ein älterer Mann, zerrüttet und mager, mit starren Augen, wie

sie Menschen eigen sind, welche sich Jahre lang vergebens bemühten, die sie umgebende Kerkerwand mit dem Blick zu durchdringen.

„O, zürnen Sie nicht,“ bat er, „ich bin ja ruhig!“

„Leben Sie wohl für heute, armer Sebastian,“ sprach sie nun wieder wunderbar weich, und schritt schnell hinaus den Gang hin bis zur nächsten Thür. Als sie sich umsah, ob ihr der Aufseher nicht öffnen wolle, gewahrte sie Heinrich, der sich nun nicht mehr verbergen konnte. Er ging auf sie zu und sie sah ihn erstaunt, aber ruhig näher kommen. Ihre Blicke waren nur auf seine von Orden blitzende Brust gerichtet gewesen, doch als er nun schweigend vor ihr stand in seiner männlichen Hoheit, da schlug sie die dunklen Augen zu ihm auf und wie elektrische Funken sprühten diese vollen Blicke in einander. Eine langsame Röthe verbreitete sich nach und nach über das kühn geschnittene Gesicht des jungen Mädchens, und unwillkürlich, als hätte sie ein schwerer Schlag getroffen, sah sie zu Boden.

„Ich bin sehr überrascht, mein Fräulein, in diesen unwirthlichen Räumen so angenehme Gesellschaft zu finden,“ begann Heinrich.

„Ich glaube nicht, daß es etwas so Ueberraschendes

ist, wenn die Tochter des Gefangenwärters den Vater in seiner schweren Pflichterfüllung unterstützt!“

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, wenn ich mir erlaube, an der Genauigkeit dieser Angabe zu zweifeln“, sagte Heinrich. „So spricht die Tochter eines Gefangenwärters nicht, auch war vorhin der Schrecken dieser Leute viel zu groß, da ich in die Zelle dringen wollte, als daß nicht an dem Incognito Ihrer Person mehr gelegen sein müßte. Ich bin leider gezwungen, Ihre so romantische Erscheinung hier mit der höchst prosaischen Brille des offiziellen Beamten zu betrachten, der die Pflicht hat, von jedem bemerkenswerthen Vorgang Anzeige zu machen, und ersuche Sie daher kraft meines Amtes um Ihren Namen, wie um Erklärung Ihrer Absicht!“

Das junge Mädchen sah ihn mit einem langen, festen Blicke an, während Etwas um ihre Lippen spielte, was Heinrich noch nie auf dem Antlitz einer Frau sich gegenüber gesehen, ein leiser Anflug von Ironie.

„Gut denn, mein Herr, wenn diese Leute bereits sich selbst verriethen, so bedarf ich der Lüge nicht mehr; ich gebrauchte sie nicht um meinet- sondern um dieser

armen Bediensteten willen, die ich ihrer Pflicht ab wendig gemacht habe. Meinen Namen hoffe ich Ihnen verschweigen zu dürfen, über meine Absicht bin ich Rechenschaft schuldig, und diese ist nur, Gutes zu thun. Wie Andere in die Spitäler gehen, um leidende Körper zu heilen, an denen meist nichts mehr zu retten ist, so gehe ich hierher, um kranken Seelen beizustehen, in denen noch oft das Beste, das Höchste bewirkt werden kann. Finden Sie das so romantisch? Daß ich theils mit Geld, theils mit guten Worten das dienstthuende Personal bestach, mich täglich einen Rundgang durch die Zellen machen zu lassen, ist gewiß kein Unrecht. In den Anstalten der Barmherzigkeit stehen allen Denen Thüren und Thore offen, die den Leidenden Trost und Hilfe bringen wollen. Den dreimal Unseligeren in den Gefängnissen ist jedes Mittel versagt, sich zu erheben, zu veredeln. Der Individualität wird hier keine Rechnung getragen, — gerade hier, wo die Individualität das allein Maßgebende ist. Man sendet den Missethätern einen Bußprediger, der sie Alle nach seiner Theorie in Bausch und Bogen bekehren soll. Um das Resultat dieser fabrikmäßigen Läuterungsmaßregel kümmert man sich aber sehr wenig, und wenn man die Verbrecher nach Ablauf der Ge-

fangenschaft in die Welt schickt, so fangen sie da wieder an, wo sie vor Jahren aufgehört hatten."

„O, mein Fräulein, Sie gehen zu weit — die Strafe selbst thut das Meiste, denn sie schreckt ab" — unterbrach sie Heinrich.

„Einige — aber gewiß die Wenigsten. Viele werden im Laufe der Jahre durch Gewohnheit so gegen dieselbe abgestumpft, daß sie ihnen nichts Abschreckendes mehr ist, und die Mehrzahl nimmt die einzige Moral aus dem Gefängnisse mit, — künftig klüger zu Werke gehen zu wollen. — Es gibt ja nur eine Garantie für die dauernde Unschädlichmachung der Verbrecher, welche man nicht für Zeitlebens einsperren kann — es ist Besserung — dieser Hauptzweck der Strafe bleibt aber stets hinter dem Prinzip der Rache des beleidigten Gesetzes zurück! —

„Nun und wissen Sie mir auch zu sagen, wie diese Besserung zu bewirken ist?" fragte Heinrich mit steigendem Interesse.

„Ich denke, durch Zulassung verständiger, erprobter Persönlichkeiten, die auf die verschiedenen Individualitäten einzugehen vermögen und durch Belehrung und Bildung, wo diese erforderlich ist, wirken."

„Ich bewundere Ihre sanguinisch menschenfreund-

lichen Ideen," erwiderte Heinrich, „aber sagen Sie selbst, verehrtestes Fräulein, hätte der Staat nicht zu viel zu thun, wenn er der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Verbrechers Rechnung tragen und gar eine ganze Corporation von Besserungsbeamten bilden und bezahlen müßte?"

Dieser Spott verletzte das Mädchen und eine tiefe Röthe bedeckte einen Augenblick ihre edle ausdrucksvolle Stirn, doch nach einer Pause fuhr sie unerschrocken fort:

„Für die Staatsverwaltung wäre eine solche Aufgabe vielleicht zu imaginär und weitausgreifend. Aber die Staatsbürger würden ihr darin zu Hülfe kommen so gut wie in den Wohlthätigkeits-Anstalten, und es würde sich aus dem Herzen der Bevölkerung ein Corps freiwilliger „Besserungsbeamten" bilden, zu dem gewiß die Besten unserer Volksfreunde sich gesellten. Doch es fällt mir nicht ein, Ihnen ein Thema erörtern zu wollen, über welches schon Folianten geschrieben sind und welches Sie besser verstehen werden als ich! — Ich wollte Ihnen nur die Gründe meiner Handlungsweise darthun, — und Ihr Spott von vorhin," fügte sie mit leisem Trotz hinzu, „überzeugte mich zu meiner Beruhigung, daß Sie diese „sanguinisch menschenfreund-

lichen Ideen" eines phantastischen Mädchens wenigstens zu harmlos finden, um sie amtlich zu Protokoll zu nehmen; mein Verhör wird also wohl beendet sein."

„Noch nicht," sagte Heinrich fest. „Ihre Ideen und Ihre Sprache erscheinen mir nicht so ganz ungefährlich, wie Sie glauben. Ich werde nicht umhin können, mich von den Motiven Ihrer Handlungsweise und der Tragweite Ihres Einflusses genauer zu überzeugen. Ich muß und werde Mittel dazu finden. Sie stehen in Ihrer Jugend zu bedeutend und selbstbewußt vor mir da, als daß ich so unbedingt an die Zwecklosigkeit Ihrer Schwärmerei glauben könnte. Ich bin ein Mann von der Regierung, als solcher habe ich die Pflicht und das Recht, Sie zu fragen: „Wer sind Sie — in welchen Beziehungen zu den Gefangenen stehen Sie — welchen Zweck haben Sie?"

„Wer ich bin — sage ich Ihnen nicht — in welchen Beziehungen ich zu den Gefangenen stehe, welchen Einfluß ich übe, können Sie bei diesen selbst erfahren — und welchen Zweck ich habe — können Sie das nicht verstehen? — Ich nütze etwas! — Bedarf es denn in Ihren Augen noch eines anderen wichtigeren Zweckes, um so zu handeln, wie ich?" —

„Sie nützen etwas!" wiederholte Heinrich nach-

denklich, „und glauben Sie wirklich, daß Sie hier viel nützen?“ —

„Wie viel — ist mir nicht maßgebend. Ich nütze, soviel ich kann. Thäte das nur ein Jeder — die Welt wäre glücklicher! Nicht der Erfolg — der Wille bestimmt ja den Werth des Handelns. Die Eitelkeit frägt nach dem Erfolg — der redliche Wille genügt sich in der That.“ —

„Wirklich,“ sagte Heinrich, „sind Sie so ganz frei von Eitelkeit?“

„O nein!“ lachte sie plötzlich heiter auf und ein Strahl herrlicher, gesunder Lebenslust sprühte aus ihren Augen. „Das will ich nicht sagen, Gott behüte, daß ich mich mit einer falschen Glorie umgebe — ich bin so eitel wie jedes andere junge Mädchen, nur da, wo ich in meinem ernsten Wirkungskreise stehe, da bin ich bescheiden, demüthig; da tritt mein eigenes Ich ganz in den Hintergrund und ich lebe nur im Vollbringen des Vorgenommenen. Aber im äußern Leben, wo ich am wenigsten nütze, da bin ich eitel, anspruchsvoll und selbstisch. — Ich habe schon manchmal über diesen Widerspruch nachgedacht.“ —

„Ich verstehe das,“ sagte Heinrich, „Ihren Ideen, Ihrem Wollen gegenüber fühlen Sie sich klein,

weil Sie wie alle begabten Menschen stets mehr von sich verlangen, als Sie leisten können. Wenn Sie aber außer dieser Sphäre den gewöhnlichen kleinen Alltagsnaturen gegenüber stehen, fühlen Sie sich groß, weil Sie viel mehr können, als diese wollen und leisten. Hab' ich nicht Recht?" —

Das Mädchen schlug erstaunt die Augen auf und betrachtete ihn ernst. „Sie haben Recht und müssen mehr Seelenkunde studirt haben, als man es bei einem — „Mann von der Regierung" erwarten sollte."

„Es ist ein seltsames Gemisch von Humor und Ernst in Ihnen," sagte Heinrich. „Ich habe noch bei keinem Menschen so rasche Uebergänge von Scherz zu Ernst und umgekehrt gesehen. Ja, ich möchte Ihnen wirklich glauben, daß Sie ohne Motiv und Zweck nur Ihren Eingebungen folgen."

„O ja, das können Sie! Glauben Sie mir, daß ich nichts thue und nichts will, als meine Liebe für die Menschen in jeder möglichen Weise bethätigen. Sie scheinen mir politische Umtriebe und gefährliche Verbindungen zuzutrauen. O gehen Sie zu den Gefangenen und überzeugen Sie sich, ob der Geist, den ich unter sie verbreitete, ein Geist der Rebellion oder der Demuth und Reue ist. An der Art, wie ich diese

Leute ihr Unglück tragen gelehrt, werden Sie sehen, ob ich es gut und rein mit ihnen meine — und nicht wahr, dann werden Sie keine Anzeige machen und werden mir gestatten, mein Amt hier weiter zu verwalten?"

Heinrich erwiderte nichts — er blickte gedankenvoll in die leuchtenden Augen der Bittenden. Plötzlich deutete er auf die nächste Thür — „Gehen Sie zu dem Gefangenen dort — ich will ungesehen beobachten, wie Sie Ihr Amt verwalten — dann werde ich richten!" —

Der Wärter schloß auf, ruhig trat das Mädchen hinein. Ein gellender Freudenschrei begrüßte sie. „O Burgfee, liebe Burgfee, sind Sie endlich da?" rief ein junger Mann.

„Warum nennt er sie so?" fragte Heinrich leise den Wärter.

„Einer der Gefangenen hat ihr den Namen gegeben und seither nennen wir sie Alle so, weil wir auch sonst keinen für sie wissen und dieser so gut auf sie paßt." —

„O liebe Fee, es war wieder eine fürchterliche Nacht, so lange Sie da sind, bin ich fromm wie ein Kind," sprach der Gefangene weiter — „aber wenn Sie fort sind, bricht der alte Jammer mit seinem

ganzen Grimm wieder aus. O wenn ich jetzt hinaus dürfte in die Welt und dem Drange meiner Brust genügen! jetzt könnte noch etwas aus mir werden, nach abermals fünf Jahren ist es vielleicht zu spät — das habe ich heute Nacht gefühlt! Freilich die Kraft zum Bösen mag in solch zehnjähriger Einzelhaft gebrochen werden, aber auch die Kraft zum Guten, und als ein Krüppel an Leib und Seele werde ich hinausgeschickt, ausgestoßen von der Menschheit, aller bürgerlichen Ehren und der Fähigkeit beraubt, sie mir wieder zu erwerben. Ein Blödsinniger werde ich dann sein, der nichts mehr denken und fühlen kann, als die Größe seines Elendes, und für den Halbmord, den ich in einer einzigen Minute der Leidenschaft beging, wird während dieser zehn Jahre ein Doppelmord an meinem Leib und meiner Seele verübt!"

„Albert, warum sind Sie heute so schrecklich?" sagte erschüttert das Mädchen. „So waren Sie ja lange nicht!"

„Weil ich so schmerzlich auf Sie warten mußte, weil ich glaubte, Sie kämen nicht mehr und fühlte, daß in Ihnen allein die Kraft wurzelt, die mich seit drei Jahren aufrecht erhält, daß ich verloren wäre,

wenn Sie eines Tages ausblieben. Nein, diese Strafe habe ich nicht verdient!"

„Albert, soll ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen stets gesagt? Wiederholen Sie es selbst!"

„Sie sagten, daß ich diese Strafe kannte und sie durch mein Vergehen freiwillig auf mich geladen habe, daß ich also tragen müßte, was ich selbst verschuldet, — aber ich versichere Sie wieder und wieder, daß, wenn ich in jenem schrecklichen Moment meiner soweit Herr gewesen wäre, um überhaupt denken zu können, — ich die Unthat nicht begangen hätte, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht vor der Sünde!"

„Das entschuldigt Sie vor mir, aber nicht vor dem Gesetz. Sehen Sie denn nie ein, daß ein Mensch von so blinder Leidenschaftlichkeit unschädlich gemacht werden muß? Wer steht uns denn dafür, daß er nicht im nächsten Augenblick trotz aller guten Vorsätze wieder von demselben Wahnsinn befallen wird und einen zweiten Mord begeht?"

„Unschädlich! ja, ja, unschädlich bin ich gemacht!" stöhnte er vor sich hin; „warum beschwören Sie heute alle Gewissensbisse auf's Neue in mir herauf, wo ich so sehr des Trostes bedarf!"

„Weil ich immer mehr sehe, daß nur der Gedanke

an Ihre Schuld Ihnen Ihr Elend erträglich macht, weil Sie gegen die Ungerechtigkeit Ihrer Strafe hadern und stets ruhiger werden durch die Erkenntniß, daß sie, wenn auch nicht verdient, so doch nothwendig und unausbleiblich war! — Und hat Ihnen Gott in Ihrem Unglück nicht eine Wohlthat geschickt, eine Seele, die Sie versteht, die Ihnen Nachrichten von Ihren Lieben in den Kerker bringt, die Ihnen das Herz Ihrer Braut erhält? Ist das nicht eine Gnade von Gott, an der Sie sich erheben können?"

„Ja, ja, diese Gnade erkenne ich, um dieser Gnade willen werde ich ringen und hoffen, damit ich Ihnen den einzigen Lohn gewähren könne, den es für Sie giebt, hohes, wunderbares Wesen — das Bewußtsein, eine Seele gerettet zu haben!"

„Ja, mein Freund, geben Sie mir diesen Lohn, es ist das größte Geschenk, das mir für mein Streben werden kann, und wenn ich den Tag erlebe, wo Sie geläutert und gebessert in's Leben treten, dann werde ich Gott inniger als je danken, daß er mir ein Herz gegeben, das mit Anderen zu leiden — aber auch sich zu freuen vermag!"

„Und ich werde meinen Kindern einst von der Burg-

see erzählen!“ rief hingerissen von der Hoffnung der junge Mann.

Da trat Heinrich unter die Thür. „Nun, mein Herr,“ sagte das Mädchen, „bedarf es in Ihren Augen noch eines andern Zwecks für mein Handeln? Glauben Sie jetzt, daß ein solcher Augenblick Jahre der fruchtlosesten Bemühungen aufwiegt?“

„Ich verstehe Sie und glaube Ihnen, denn Sie sind in Wahrheit eine Schwärmerin!“ sagte Heinrich und ergriff ihre Hand.

„O, das nennen Sie Schwärmerei?!“ sprach sie enttäuscht. „Wenn das Schwärmerei ist, dann ist jede große That der Liebe, von Christus an bis auf die neueste Zeit Schwärmerei gewesen und Nichts ist dann wahr und wirklich, als der Egoismus und seine Werke. — Ich bekenne Ihnen, mein Herr, daß, wenn alle Menschen Ihre Ansicht theilten, ich lieber bei meinen Gefangenen im Kerker als in der Welt leben möchte!“

Erstaunt betrachtete Heinrich die jugendlich stolze Haltung, die natürliche Hoheit eines reinen, unerschütterlichen Bewußtseins auf dieser kühnen Stirn und den ächt weiblichen Liebreiz, der über die weich schwellenden Formen ausgegossen war. Eine bewundernde Hoch-

achtung bemächtigte sich seiner, wie sie ihm seit lange kein Weib eingeflößt.

„Mißverstehen Sie mich nicht, mein Fräulein, Sie fassen das Wort in anderem Sinne auf, als es gegeben war. Wo Schwärmerei mit solcher Thatkraft gepaart ist, wie bei Ihnen, hat sie von je das Größte in der Welt ausgerichtet; aber man nennt gewöhnlich das so. —

„Was man selbst nicht zu fühlen vermag," unterbrach ihn unwillkürlich das erregte Mädchen und es schien als ob sie mit einem Blick des Bedauerns die schönen vielversprechenden Züge Heinrichs streifte.

Heinrich stand sprachlos da. Es war ihm, als hätte man einen leuchtenden Feuerbrand in die dunkle Tiefe seiner Seele hinuntergeworfen und sein geistiges Auge folgte dem immer tiefer dringenden Lichte.

Da störte ihn die Stimme des Gefangenen in seinem Nachdenken.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," begann er schüchtern, „habe ich nicht die Ehre, den Herrn von Ottmar vor mir zu sehen?"

„Albert," fuhr Heinrich auf, „also bist Du's wirklich! Ich habe Dich erkannt, aber doch noch gezweifelt, weil ich gewiß eher gedacht hätte, Dich in einem

Kloster, als in einem Kerker zu finden und überdies bist Du sehr entstellt. Wie kommst Du, um alle Welt, in schweres Gefängniß?"

„O Herr von Ottmar, Sie waren im Collegium so gütig gegen mich, darf ich Ihnen denn die Geschichte meines Unglücks erzählen?" sagte Albert, derselbe, welcher mit Heinrich zusammen im Jesuitencollegium war und von dem er in seiner Unterredung mit Severinus gesprochen hatte.

„Erlauben Sie es, mein Fräulein?" fragte Heinrich.

„Gewiß," antwortete das Mädchen froh, „vielleicht regt sich in Ihnen bei dieser tragischen Geschichte auch einmal die „Schwärmerei des Mitleids."

Dabei sah sie Heinrich mit einem bittenden, unbeschreiblich lieblichen Lächeln an, daß dieser die Augen nicht von dem wunderbar wechselnden Gesicht abwenden konnte. Und unwillkürlich murmelte er, wie bestätigend: „Burgfee!" —

Albert hatte indessen seine Erzählung begonnen. Anfangs schenkte ihm Heinrich wenig Aufmerksamkeit, nach und nach jedoch wurde er angezogen und horchte mit Spannung, ja mit Unruhe. Albert berichtete, wie er nach der im zweiten Probejahr erfolgten Ausstoßung

aus dem Orden sich lange kümmerlich durchgeholfen und endlich mehrere Jahre als Hofmeister bei einer reichen deutschen Kaufmannsfamilie gedient habe. Vor sechs Jahren sei diese Familie von Italien nach Deutschland übergesiedelt und zwar in die Residenz, in welcher auch Ottmar bis zu seinem Uebertritt nach N*** gelebt hatte. „Dort," sagte er, „lernte ich ein Mädchen kennen — ein Mädchen, in Wahrheit rein und knospend, wie eine Rose. Ich hatte noch nie ein Weib lieb gehabt, die feurigen braunen Italienerinnen waren meiner stillen Natur zuwider. Da fand ich das sinnige goldhaarige deutsche Mädchen und schloß mich ihr innig an. Sie liebte mich und ihre Zärtlichkeit berauschte mich, den von Kind auf in der Welt Herumgestoßenen, wie das Aroma eines lieblichen Weines. Ich vernachlässigte nach und nach meine Zöglinge, meinen Dienst. Mehrmals erhielt ich Rügen. Alles vergebens. — Die Leidenschaft, die lange zurückgedrängte, war erwacht und bannte mich, den Neuling, gänzlich in ihren Zauberkreis. Nun aber wurde ich in andere Empfindungen geschleudert, die noch gefährlicher für mich waren — ich wurde eifersüchtig!

Mein Mädchen erschien mir plötzlich verändert. Sie wurde scheu, verstört, verlegen und von Tag zu Tag

kälter. Ich stellte ihren Vater zur Rede, der alte Mann fuhr mich an, ob ich an der Tugend seines Kindes zweifle. Die Spannung der Eifersucht und des Mißtrauens wuchs in mir, ich hatte keinen andern Gedanken, ich wußte nicht mehr, was ich that und sollte. Da bekam ich eines Tags den Abschied von meiner Herrschaft. Die Leute waren meines lässigen zerstreuten Wesens überdrüssig geworden, nun war ich brodlos. Mit zerrissener Seele eilte ich in der Dämmerung zu meinem Mädchen. Ich wollte das Herz wiederfinden, das Herz, für welches ich Alles hingeopfert und verloren hatte.

Sie war tief erschüttert, als ich ihr mein Unglück mittheilte und meine Qualen, die ich um sie litt — und wie in entscheidenden Momenten oft eine lange Zeit verhüllte Wahrheit zu Tage tritt, so konnte auch in dieser Erregung ihre unschuldige Brust das Geheimniß nicht länger bergen. Sie gestand mir unter Thränen der Angst und Reue, daß sie nahe daran war, mir für ewig verloren zu gehen! — daß ein vornehmer, schöner, glänzender Herr sie gelockt habe und daß sie zu schwach war, um dieser Lockung zu widerstehen; daß er sie und ihren Vater mit Wohlthaten aller Art überhäuft und sie es für eine Pflicht der Dankbarkeit

gehalten habe, ihm dafür zu gehorchen. Ja, er hätte sie sogar schon beredet, zu ihm in seinen Garten zu kommen, doch da sei sie, Dank dem Himmel, noch durch den alten Kammerdiener des Schändlichen gerettet worden. — Der Herr müsse abgereist sein, denn er habe weiter nichts von sich hören lassen. —

So hatte ich nun Alles hingegeben und das war mein Lohn! — Ich stand bebend und still in das Fenster der kleinen dunklen Parterrestube gelehnt. Ich war nicht gewöhnt, viel zu sprechen, desto mehr aber fühlte ich. Kalter Schweiß rann mir von der Stirne, meine feuchten kalten Hände klammerten sich an's Gesims, die Lichter draußen warfen unstäte Schatten in das Zimmer und unstäte Schatten lagerten sich in meinem Gehirn. Endlich fragte ich mühsam: „Wer ist der Schurke?" Das Mädchen hatte bleich und zitternd neben mir gestanden und hinausgestarrt. Plötzlich schreit sie auf und fährt entsetzt vom Fenster zurück. „Da kommt er, so ist er doch nicht abgereist, er ist's, er kommt." — Ich sehe eine hohe schlanke Gestalt, tief in einen Mantel gehüllt, auf das Haus zugehen, höre, daß er es sei, das Blut steigt mir wie ein siedender Strahl zu Kopf; ich nehme das Holzbeil vom Ofen, stürze hinaus und schlage den Nahenden zu Boden. —

Das Mädchen eilt mir entsetzt nach, sieht den Verwundeten und kreischt auf: „Jesus Maria, er ist es nicht, Du hast einen Unschuldigen getödtet.“

Ich war wie betäubt und konnte mich nicht rühren. Da öffnete der Mann die Augen noch einmal, betrachtete mich und ächzte meinen Namen. Mein Herzblut stockte, ich hatte den Pater Severinus erschlagen.“

Eine große Pause entstand. Der Gefangene hatte alles auf's Neue durchlebt und mußte sich einen Augenblick sammeln.

Heinrich schwieg und sah zu Boden. Die Burgfee lehnte in ihrem dunklen Kleid groß und ruhig an der feuchten Mauer; ihr Auge verweilte auf Heinrichs zuckendem Gesicht.

„Wie hieß Dein Mädchen?“ fragte Heinrich.

„Röschen, die Tochter eines Kanzleidieners Martin,“ antwortete Albert.

„Und Du kennst den Namen Deines Nebenbuhlers nicht?“

„Ich habe ihn nie erfahren,“ fuhr Albert fort, „an jenem furchtbaren Abend sprach ich Röschen nicht mehr. Sie hatte sich zuerst gefaßt und mir begreiflich

gemacht, ich sollte mich nach Hause begeben. Gleich darauf kam ihr Vater heim und leistete dem Verwundeten Hülfe, der aber bei ihm nicht wieder zur Besinnung kam. Der alte Mann zeigte an, er habe den Erschlagenen in seiner Straße gefunden; er konnte diese Aussage beschwören, denn er ahnte ja den wahren Zusammenhang nicht. So dachte Niemand an mich noch an Röschen. Sie glaubte, er würde die Augen nicht mehr öffnen, um mich zu verrathen, und ehe die Polizei zu Martin kam, ging Röschen zu einer Kammerfrau der Prinzessin Ottilie, um sich einem etwaigen Zeugenverhör zu entziehen. Diese führte sie sogleich zur Prinzessin —" —

„Was, zu Ottilie?" unterbrach ihn Heinrich lebhaft. „Ja wohl," sagte Albert, „die Prinzessin kennt sie schon lange durch die Kammerfrau, die Röschen wohl will und ihr öfters Arbeit giebt. Sie hatte ihr, huldreich und gnädig wie sie ist, einmal gesagt, wenn sie etwas zu bitten habe, so solle sie zu ihr kommen. Also klagte Röschen der hohen edlen Dame an diesem schlimmen Tage ihr ganzes Leid.

Die Prinzessin nahm ihr einen Schwur ab, daß sie weder mir, noch sonst einem Menschen je sage, wer der Verführer sei."

„Hat ihr denn Röschen den Namen genannt?“ fragte Heinrich.

„Ja, das that sie und die Prinzessin muß es mit dem Herrn sehr gut meinen, weil sie so sehr darauf bestand, daß der Name verschwiegen bleibe. Dann gab sie Röschen Geld, damit ich flüchten und mich eine Zeit lang ernähren könne und versprach ihr für alle Zeit ihren Schutz.

Ich war wahnsinnig genug, in der festen Ueberzeugung, Severinus könne den Schlag nicht überleben, in mein Vaterland N*** zu fliehen. Aber obgleich ihn die Aerzte für verloren erklärten, kam er wieder so weit zu sich, um mich als den Thäter anzugeben. Er äußerte den bestimmten Verdacht, daß ich den Mordanfall nur aus Rache gegen ihn verübte, weil er damals der Erste war, der mich im Collegium als unbrauchbar erklärte. Ich wurde steckbrieflich verfolgt, hier festgenommen und in Untersuchung gezogen.“

„Wie konntest Du aber so schwer bestraft werden, da Severinus mit dem Leben davon kam und Du nicht mit Vorbedacht handeltest?“ fragte Heinrich.

„Ich konnte das ja aber durch Nichts beweisen!“ rief Albert verzweiflungsvoll. „Ich konnte nichts thun, als betheuern, daß ich nicht Severinus, sondern den

Verführer meiner Braut züchtigen wollte. Wer dieser Verführer war, konnte ich nicht sagen, weil ich es nicht wußte und wer meine Braut sei, wollte ich verschweigen, denn ich wäre eher gestorben, als das bisher unbescholtene Mädchen in beschimpfende Verhöre zu bringen und für Zeitlebens zu brandmarken.

Die Umstände also, welche meine That in einem milderen Lichte erscheinen ließen, konnte ich nicht beweisen. Folglich wurde meine ganze Vertheidigung als hohle Ausflucht verworfen.

Die Aussagen des wüthenden Severinus waren viel bestimmter und einleuchtender als die meinen. So wurde ich zu zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt und gerne wollte ich mein Elend, ja den Tod erdulden," fügte er knirschend hinzu, „wenn ich wirklich den Schurken von einem Verführer statt des unschuldigen Severinus getroffen hätte oder wenigstens jemals erführe, wer er ist!"

„Wer er ist?" „Sieh mich an, Albert," rief Heinrich, „dieser Schurke bin ich!"

„Herr, das sagen Sie mir nur, weil ich in diesem Augenblick in Ketten vor Ihnen stehe!" schrie Albert und bäumte sich auf, wie ein getretenes Thier. Seine

Adern schwollen an, seine Finger griffen gewaltig in die Fesseln, seine Brust arbeitete krampfhaft.

„Glaubst Du, Elender?“ rief Heinrich, „nun laß sehen, ob Du es wagst, Hand an mich zu legen!“

Mit diesen Worten führte er das Mädchen hinaus und gebot den Wärtern, augenblicklich die Ketten abzunehmen.

„Ich befehle und verantworte es!“ herrschte er sie an, als diese zögerten, „und dann schließt uns Beide von Außen ein.“ Die Handschellen wurden weggenommen, die Wärter entfernten sich und schlossen ab.

„Nun fühle Deinen Muth, Du siehst, ich bin wehrlos und Du ohne Bande!“ sagte Heinrich, und trat mit einem durchdringenden Blick dicht vor ihn hin.

Der Unglückliche stand einen Augenblick unbeweglich im furchtbarsten Kampfe. Nach und nach überfiel ein Zittern den ganzen Körper, die befreiten Hände sanken wie mit doppelten Eisen beschwert herab und keines Wortes mächtig, stürzte er vor Heinrich zu Boden.

Einen Augenblick betrachtete ihn dieser schweigend, dann klopfte er an die Thüre. Die Wartenden kamen besorgt herein und hoben Albert auf. Doch die Kniee versagten ihm so, daß er sich auf sein Lager setzen mußte. Mit einem erhabenen Ausdruck von Mitleid

strich ihm die Burgfee über die glühende Stirn und betrachtete dann Heinrich in flehender Erwartung.

Dieser näherte sich ruhig der Gruppe. „Albert, ich habe mich überzeugt, daß Du Dich bezwingen kannst. Du bist der Freiheit werth, die ich Dir jetzt erringen helfen werde, Du sollst meinen Leichtsinn nicht lange mehr büßen, und Dich und diese Dame überzeugen, daß ich kein „Schurke“ bin! Lebe wohl für heute.“

Da schlug Albert plötzlich seine Hände vor die Stirn und ein Strom von Thränen machte dem gepreßten Herzen Luft. Heinrich betrachtete lange das Mädchen, welches still und bleich vor sich niedersah, bat sie, ihm zu folgen, und begab sich aus der Zelle.

Als sie draußen waren, fragte er sie, „Was denken Sie jetzt von mir?“

„Wenn Sie hingehen und sich selbst als besten Beweis für die Aussagen Alberts vor Gericht stellen, dann werde ich Gutes von ihnen denken.“

„Aehnliches bin ich entschlossen zu thun,“ sagte Heinrich, „und ich hoffe, Sie werden sich dann überzeugen, daß auch ich nicht so ganz fern von jeder Schwärmerei bin.“

„Das soll mich freuen für meine Gefangenen.“

„Nur um Ihrer Gefangenen, warum nicht auch um Ihrer selbst willen?"

„Weil es vorzugsweise den Unglücklichen zu Gute kommen wird, die auf Ihr Mitleid, wie es scheint, jetzt angewiesen sind. Ich selbst habe ja Gottlob von Ihnen nichts zu hoffen!"

„So, wirklich?" sagte Heinrich gereizt. „Wenn ich Ihnen aber nach diesem Wort die Erlaubniß versagte, ferner zu Ihren Schützlingen zu gehen?"

„Das werden Sie nicht thun" — erwiderte das Mädchen fest, „wenn Sie wirklich Mitleid fühlen, so werden Sie nicht den Gefangenen, um einer empfindlichen Laune willen, die einzige Wohlthat entziehen, die ihnen in ihrem trostlosen Zustande gewährt werden kann!"

„Mein Fräulein," sagte Heinrich mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, „Sie thun wahrlich nicht viel, um den Regierungsbeamten zu bestechen; um somehr besticht dies jedoch den Menschen in mir und ich erlaube Ihnen nicht allein — ich bitte Sie, wiederzukommen und mich als Ihren Gehilfen annehmen zu wollen."

„So lange Sie bei den Gefangenen sind, mein Herr, bedürfen dieselben meiner nicht. Gestatten Sie

mir, daß ich zu einer Zeit hier erscheine, wo Sie nicht da sind!"

„Sie sind mißtrauisch gegen mich geworden; wir stehen uns jetzt ferner, als im ersten Augenblick unserer Begegnung. Meine Offenheit in Ihrer Gegenwart war voreilig. Vergeben Sie mir und mischen Sie der Starrheit Ihrer jugendlichen Begriffe von Tugend wenigstens etwas von Ihrem weichen Herzen bei, damit Sie mich nicht so ganz verdammen! Wollen Sie? Sie vergeben ja dem Verbrecher und suchen ihn zu bessern — bessern Sie auch mich; warum nur gegen mich so unduldsam?"

Sie sah ihm mit mildem Ernst in's Auge und schüttelte langsam den Kopf. „Wenn ich in den Kerker trete, weiß ich, daß ich einen Verbrecher finde und bin vorbereitet auf ein Raisonnement der Sünde, welches nicht allzu schwer zu widerlegen ist. Ihnen gegenüber bin ich enttäuscht und verlegen, denn Ihre Züge hatten mir etwas Besseres verheißen und mit ihrer edelmüthigen Sophistik komme ich nicht in's Reine. — Ich bin eine „Schwärmerin" — Sie sind ein „Mann von der Regierung" — das verträgt sich nicht miteinander. Leben Sie wohl, gestatten Sie mir, die Zeit meiner Besuche hier frei zu wählen und vergeben

Sie dem armen, von mir überlisteten Beamten des Gefängnisses!" —

Mit Blitzesschnelle flog sie die steinerne Treppe hinauf.

Wüthend stampfte Heinrich mit dem Fuße. „Eigensinnige, hochmüthige Hexe," murmelte er und eilte ihr nach.

Auf der obersten Stufe blieb sie stehen und neigte sich mit dem vollen Liebreiz eines überströmenden Gefühls zu Heinrich herab. „Herr v. Ottmar, seien Sie gut gegen meine Gefangenen, dann werde ich Ihnen auch gut sein!" Damit bog sie um die Ecke und, bis Heinrich ihr folgte, war sie verschwunden. Er starrte vor sich hin, als wolle er noch in der Luft den Schatten erspähen, in den sie sich vor seinen Augen aufgelöst zu haben schien.

Die Aufseher traten ängstlich mit ihrem Gesuch um Verzeihung zu ihm. — „Es soll Euch vergeben sein, um der Beredtsamkeit dieser Dame willen, der man schwer widerstehen kann. Aber auch über die heutigen und künftigen Vorkommnisse darf kein Mensch etwas erfahren bei Verlust Eures Amtes!" sprach Heinrich streng und ging. Die beiden Wärter sahen einander lange schweigend an und der Eine sagte

endlich als einziges Resultat seines Nachdenkens, „'s ist eben die Burgfee!" — —

Heinrich war auf's Höchste von der Erscheinung dieses Mädchens überrascht. Selbst der Gedanke an das seltsame Schicksal, welches Severinus zum unschuldigen Opfer jener Sinnlichkeit gemacht, gegen die er wenig Wochen zuvor bei Heinrich so geeifert, konnte ihn nicht lange fesseln. Er war überzeugt, daß Severinus ausgekundschaftet hatte, welch' einem Röschen er damals die Thüre öffnen wollte und auf die Wohnung Martins in der Absicht zugegangen sei, sich des Vertrauens seiner Tochter zu bemächtigen und es gegen Heinrich zu benützen. „Armer Severinus," sagte er, „Du hast Deine Seelsorger-Bemühungen theuer bezahlen müssen. Der Geist des Künstlers, dessen Hebe Du unbarmherzig zertrümmertest, hat sich an Dir gerächt, der unschuldige Vollstrecker dieser Rache war aber auch zugleich der, gegen den Du Dich am schwersten vergangen hattest. Der arme ausgestoßene Albert! Wunderbare Gerechtigkeit des Schicksals!"

Und nun kehrte er wieder zu der merkwürdigen Erscheinung des Mädchens zurück. Diese beschäftigte ihn unablässig. Sie war eine so eigenartige, vielfach

schillernde Natur, daß sie jede Saite in ihm angenehm berührt hatte. Es leuchtete ein tiefer Ernst aus der natürlichen Koketterie, womit sie ihn zu Gunsten ihrer Schützlinge bestechen wollte. Er erkannte, daß hier ein verwandtes Element sei, daß auch sie unter dem Einflusse dämonischer Mächte stehe, wie er, daß sie aber in ihrer kindlichen Seele unbewußt diese Gewalten zu einer harmonischen Wechselwirkung vereinigt habe und nicht, wie er, ein Spielball derselben sei.

Das imponirte ihm. Er fühlte, daß er von diesem Wesen verstanden würde, wenn er sich ihr offen zeigte und entwarf tausend Pläne, um zu erfahren, wer sie sei. „Welche Kraft ist es, die in dem schwachen Weibe Gewalten beherrscht, die mich — den Mann — zerrissen und umhergeschleudert haben? Sollte diese Kraft nicht auch auf mich einen segensreichen Einfluß üben? Mit welch' seligem Stolz sie mir sagte „ich nütze etwas!" Sie ist glücklich in dem Gedanken und verlangt weiter nichts. Ist das möglich? Es muß doch wohl. In ihr steckt etwas von jenem Märtyrthum, das da lächelnd hinstirbt für seine Idee!

Es ist etwas Wunderbares um eine Menschenliebe, die sich selbst beglückt im Beglücken Anderer. Ich

habe bisher noch nichts beglücken wollen als mich! und nicht einmal das ist mir gelungen! — Vielleicht lehrt sie mich ihre Kunst.

Sie sammelt die Reue-Thränen ihrer schmutzigen Verbrecher mit einer Freude, als wären es die kostbarsten Perlen! Ich trage das Geschmeide des Verdienstes auf meiner Brust und doch hat mich alles zusammen noch nicht so erfreut, wie sie eine einzige dieser Thränen.

Wer weiß, ich habe vielleicht noch nicht so viel gethan, um meine Orden zu verdienen, als sie thun mußte, um ihre Perlen aus dem tiefen Grund dieser verstockten Seelen zu gewinnen. O sie ist ein herrliches, männlich kluges Wesen und doch dabei so ächt weiblich. Sie beweist siegreich, daß die Frau sich wohl über den engen Ideenkreis ihres Berufs erheben kann, ohne unweiblich zu werden und daß die wahre Emancipation des Geistes nichts gemein hat mit jener Emancipation der Grundsätze und Formen, die uns so oft an den sogenannt genialen Frauen widerlich entgegentritt. Ja, solch ein Weib wäre fähig, Einfluß über mich zu gewinnen. —

Was aber fang' ich an, um sie wieder zu finden? Ich will vor allen Dingen thun, was sie von mir

verlangte. Ich werde dem Fürsten die Wahrheit gestehen und Alberts Begnadigung auswirken. Groß, wie sie denkt und fühlt, wird sie dies rühren und versöhnen — sie wird an mich glauben. So thue ich bei der Gelegenheit auch einmal wieder eine gute That! — Der Fürst ist ja ein vernünftiger Mensch! Er wird die Sache nehmen, wie sie ist, und mir den kleinen Gefallen nicht verweigern." —

VII.

Ein Aristokrat.

Noch an demselben Tage begab sich Heinrich in das Schloß und bat um eine geheime Audienz. Der Fürst, ein junger Mann mit strengen Zügen und edler Haltung, empfing ihn in seinem Arbeitszimmer.

Er war gerade von seinem Schreibtisch aufgestanden, den eine Menge von Papieren bedeckte. Auf seiner hohen Stirn lagen noch die Wolken des Denkens und begannen sich langsam bei Ottmars Anblick zu verziehen. Die großen blauen Augen schienen ermüdet von der Arbeit zu sein und blickten ernst vor sich hinaus, als suchten sie ein ideales Land, welches besser zu regieren sei, als das seine. Ein langer blonder Backenbart umsäumte das feine Gesicht. Sein ganzes jugendlich männliches Wesen hielt sich in den strengen Formen unnahbarer Hoheit. Die Sprache

Theil Ihrer Last tragen!“ sagte Heinrich mit seinem überzeugenden Ton; denn er verstand meisterhaft den Ausdruck von dem nachzuahmen, was er nicht besaß.

„Ich weiß das, Sie haben es mir bewiesen. Wenn ich irgendwo Wahrheit finde, so ist es bei Ihnen. Sie allein sind unparteiisch und sehen klar, während der Gesichtskreis der Meisten von persönlichen Interessen und Vorurtheilen beengt ist.“

„Ich habe das Glück, durch gänzlich unabhängige, sorgenfreie Verhältnisse gesichert zu sein und deshalb nur meiner Ueberzeugung folgen zu können. Das ist aber den Wenigsten zu Theil geworden. Urtheilen Sie nicht zu streng, Durchlaucht, denn die Meisten sind befangen in der Sorge für ihre Existenz!“

„Das mag sein, aber die Hauptsache fehlt ihnen — das Genie — der klare sichtende Blick, den keine staatsmännische Gelehrsamkeit ersetzt. Auch besitzen Diejenigen, die etwas verstehen, selten die Kunst, die Wahrheit zu sagen, ohne zu verletzen oder gar brutal zu werden. Mit solchen Leuten kann man sich nicht gut einlassen. Da liegt nun wieder das neue Preßgesetz! Der gute Minister B.... hat sich einmal in den Kopf gesetzt, es durchzuführen. Sie kennen ja seine biederbe Art, auf Entscheidung zu dringen. Ich muß gestehen,

daß diese Vorlage, die fast gänzliche Aufhebung der Censur bedingt, gegen mein Gefühl und Gewissen ist. Soll ich jedem wühlerischen Schuft gestatten, Gift unter mein sorgloses, leichtgläubiges Volk zu streuen? Darf ich das als Fürst, der die Pflicht hat, über sein Volk zu wachen, wie ein Vater über seine Kinder?!"

„Es frägt sich hier nur zweierlei, Durchlaucht. Ziehen Sie es vor, durch diese That der Gnade einen vorübergehenden Dank zu erndten, oder durch die stete Befolgung Ihrer besseren Ueberzeugung eine dauernde Befriedigung in sich zu erringen? Ist das erstere der Fall, dann machen Sie die gewünschten Zugeständnisse. Doch bedenken Sie, daß diese erste Gnade eine unabsehbare Reihe von Consequenzen nach sich zieht; von dem Augenblicke an, wo die neue Preßfreiheit in's Leben tritt, werden Sie täglich mehr Mißbräuche vergeben müssen und es werden Stunden kommen, wo Sie es bereuen, sich Verpflichtungen auferlegt zu haben, die Sie nicht durchführen können, ohne überhaupt ein ganz anderes Regime zu beginnen. Durchlaucht wissen, daß auch bis hierher der Freiheitstaumel der siegreichen Revolution gedrungen ist und daß das Feuer hier und da unter der Asche noch fortglimmt; wollen Sie durch die Presse der kaum erstickten Flamme Luft zufächeln lassen?"

„Gott behüte mein armes Land!“ hauchte der Fürst vor sich hin.

„Muß also nicht ein Augenblick kommen, wo es Ew. Durchlaucht Pflicht erheischt, dem Fortschreiten einer aufrührerischen Literatur Einhalt zu thun, und haben Sie dann nicht „Ihre Zusage gebrochen,“ den kurzen Dank, welcher Ihnen gezollt wurde, verscherzt?“

„Sehr wahr!“

„Nun, was hält Ew. Durchlaucht ab, Ihrer Ueberzeugung zu folgen, da Sie schon so oft erfahren haben, daß Ihr eigenes Gefühl stets das Beste findet?“

„Der Zweifel, wie ich die unzufriedenen Massen auf eine ihnen heilsame Weise beschwichtigen und versöhnen kann, der Zweifel über die Mittel, welche ich hiezu wählen soll!“ sagte der Fürst und rieb sich gedankenvoll die Stirn.

„Dies ist aber sicher nicht das rechte Mittel, gnädigster Herr! Durch die Preßfreiheit geben Sie dem mißvergnügten Volke nur die Gelegenheit, seine Klagen und Wünsche nutzlos laut werden zu lassen und sich selbst immer mehr in seine Beschwerden hineinzureden, während Sie doch die Ursachen derselben nicht beseitigen können, noch wollen! — Wird Sie dies

nicht in tausend Widersprüche mit Ihrem Herzen und Ihren heiligsten Ansichten über Völkererziehung bringen?"

„Allerdings!"

„Wenn ich wagen dürfte, Ew. Durchlaucht einen unmaßgeblichen Rath auszusprechen, so möchte ich sagen, daß die Freiheit der Presse die letzte ist, die einem Volke gewährt werden darf. Zuerst muß das Volk zufrieden sein, nachher kann man es reden lassen. Verzeihen Sie meine Offenheit, Durchlaucht, Sie wissen, daß ich stets wahr bin."

„Es ist das, was ich an Ihnen schätze! Aber da Sie nun doch einmal im Begriffe sind, Ihre Ansicht noch etwas aufrichtiger als gewöhnlich zu sagen, so wünschte ich auch zu hören, welchen Weg Sie mir vorschlügen, um das Land zufrieden zu stellen?" —

Heinrich war überrascht von dieser Frage. Er sah ein, daß er unvorsichtig nahe an den Rand der Wahrheit gegangen war. Er fühlte, er müsse zurück, denn er hatte gerade heute mehr Ursache als je, den Fürsten für sich einzunehmen; seltsam genug hatte er nur gerade heute weniger Lust zu lügen als je! —

„Durchlaucht!" sagte er endlich, „fragen Sie nicht: ob Ihre Unterthanen zufrieden sind; — denn Sie müssen Sich dies mit „Nein" beantworten, ohne es

ändern zu können. Fragen Sie: ob dieselben glücklich sind, dies dürfen Sie mit „Ja" beantworten. Ein Volk glücklich zu machen, das liegt in der Macht des Fürsten, es zufrieden zu erhalten, das liegt in der Macht der Zeit! — Ihr Land, Durchlaucht, befindet sich trefflich unter Ihrem erhabenen Scepter. Die Ursachen seiner Mißstimmung kommen nicht von Innen, sondern von Außen her. Sie liegen nicht in Ihrer Regierung, sie liegen in dem Freiheitssturm, der von fremden Grenzen herüberweht. Hat sich der gelegt, dann wird es auch wieder erkennen, daß es glücklich ist; dies ruhig und nachsichtsvoll abzuwarten, scheint mir der einzige Rath, den ein gewissenhafter Mann Ew. Durchlaucht zu Füßen legen darf!"

„Sie haben Recht, Ottmar; ich sagte mir Aehnliches bereits selbst! Hätte jeder Fürst einen Freund wie Sie — („der ihm scheinbar widerspricht, um ihm doch nur zu sagen, was er hören will," schaltete Heinrich in Gedanken ein) — es wäre nicht so weit gekommen!" sagte der Fürst und reichte Heinrich drei Finger seiner schmalen Hand. — „Ich werde das Preßgesetz nicht unterzeichnen! Ich hoffe, daß mein Thron, der die Stürme so vieler Jahrhunderte überdauert hat, stark genug sein wird, auch dem Andrange

dieser Zeit zu widerstehen. — Sehen Sie, wenn ich ein Heil in diesen Neuerungen erblickte, würde ich sie sicher meinem Lande nicht vorenthalten! Aber ich kann das nicht finden! Möglich, daß andere Völker zur Freiheit reif sind, das meine ist es nicht! — Mögen die sogenannten „Volksfreunde“ reden, was sie wollen; sie können es recht gut meinen, aber sie wollen die Masse auf einen Standpunkt erheben, dessen sie nicht würdig ist und niemals werden wird. Niemand kann hierin klarer sehen, als die Beichtväter; die muß man fragen, wenn man das Volk kennen lernen will, und gar bald wird das Ideal schwinden, das man sich darunter vorgestellt. Wenn diesen rohen Gemüthern eine Freiheit gegeben werden kann, so ist es die Emancipation vom Schlechten durch die Erkenntniß des Guten, und diese gewährt ihnen nur die Religion und deren Vertreter. Deshalb, mein lieber Ottmar, verschmähe ich es, mir durch leichtsinnige Concessionen eine wohlfeile Popularität zu erkaufen und begnüge mich damit, die Pflichten zu erfüllen, die mir Gott mit dem heiligen Oel auferlegte. Ich will nicht der erste Beamte, ich will der Beschützer, der Führer des Volkes sein, das mir zur Obhut anvertraut ist. Also — wie Sie ganz richtig sagen — weg mit allen inconsequenten und zwecklosen Neuerungen!“

Mit einer leichten Handbewegung schob der Fürst die Schriften auf dem Tische zurück und zog mehrere Briefe hervor. „Hier kommt nun wieder die Heiraths-angelegenheit. Da müssen Sie mir einen Gefallen erweisen; Niemand kann das, als Sie. Ich habe hier die Wahl zwischen zwei liebenswürdigen Prinzessinnen, von denen ich aber noch keine kenne, da eine von ihnen erst in die Welt getreten ist und die andere einem Hofe angehört, welchen ich noch nie besuchte. Sie sind Kenner weiblicher Schönheit und weiblichen Charakters, sind schlau und gewandt, Sie müssen eine Privat-Vergnügungsreise machen und die eine der Damen kennen lernen, damit Sie mir genaue Andeutungen geben können und mir so vielleicht die Mühe einer unnützen Brautschau ersparen. — Doch darüber hernach. Ich sehe Ihnen an, daß Sie mir etwas sagen wollen und es war indiscret von mir, Sie so lange davon abzuhalten!“

„Ich habe nichts, was wichtiger wäre, als Sie zu hören, mein Fürst! Da Sie jedoch befehlen, so muß ich gehorchen. Es handelt sich übrigens nicht um mich, sondern um einen Unglücklichen, der durch meine Schuld ungerecht leidet, dem zu helfen ich mich verpflichtet fühle. Geruhen Euer Durchlaucht, mir gnä-

digst zu gestatten, daß ich von dem Fürsten an den Mann appellire, um Ihnen ein Geständniß zu machen, welches nicht der Fürst, nur der Mann hören darf?"

„Sprechen Sie unverhohlen!"

„Vor fünf Jahren wurde hier ein gewisser Albert Preheim zu zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt, weil er einen Mordversuch an dem jetzigen Assistenten und ehemaligen Präfecten des Collegium Germanicum, der sich einige Zeit in H*** aufhielt, begangen haben sollte."

„Ach ja! ich erinnere mich," unterbrach ihn der Fürst. „Der Mensch entschuldigte sich durch die unglaubliche Angabe einer Verwechslung mit seinem Nebenbuhler, konnte jedoch nichts beweisen und wurde verurtheilt."

„Nun denn, Durchlaucht, der Mann ist zu schwer bestraft. Er ist kein Mörder und seine Angaben sind richtig. Er handelte ohne Vorbedacht, fast unzurechnungsfähig, unter dem Banne der blindesten Eifersucht. Der Streich, den er führte, galt mir, da er Grund hatte, mich für den Verführer seiner Braut zu halten."

Der Fürst zog den Athem durch die Zähne ein,

wie Jemand, der empfindlich unsanft berührt worden ist und sagte nichts.

Heinrich bemerkte es und besaß Takt genug, um die ganze Sache so darzustellen, als wäre er selbst nur ein Opfer des Zufalls gewesen. Den nächtlichen Besuch, zu dem er das Mädchen bestimmt hatte, ließ er wohlweislich weg und schob Alles auf die Einfalt des unerfahrenen Kindes, welches in seinen Gewissensbissen dem verrathenen Bräutigam die Sache unklar und übertrieben dargestellt habe. Wie immer gelang es ihm auch hier wieder, den Fürsten zu überzeugen.

„Entschuldigen Sie sich nicht weiter,“ sagte dieser, „wegen eines so natürlichen Leichtsinnes. Ich gestehe Ihnen zwar, daß ich für meine Person nicht begreife, wie die verlockendste Gelegenheit Herrin unseres Willens werden kann. Mir als Fürst stünde ja Alles zu Gebote, allein ich habe nie Verlangen getragen nach Genüssen der bloßen Sinnlichkeit. Ich rechte jedoch mit Niemanden darüber, wenn er hierin anders denkt und fühlt — mit Ihnen am wenigsten. Halten Sie es deshalb für keinen Beweis von Ungnade, wenn ich Sie bitten muß, Ihren Fehler, denn ein solcher bleibt es immerhin, auch selbst gut zu machen. Ich sehe

dieser Zeit zu widerstehen. — Sehen Sie, wenn ich ein Heil in diesen Neuerungen erblickte, würde ich sie sicher meinem Lande nicht vorenthalten! Aber ich kann das nicht finden! Möglich, daß andere Völker zur Freiheit reif sind, das meine ist es nicht! — Mögen die sogenannten „Volksfreunde“ reden, was sie wollen; sie können es recht gut meinen, aber sie wollen die Masse auf einen Standpunkt erheben, dessen sie nicht würdig ist und niemals werden wird. Niemand kann hierin klarer sehen, als die Beichtväter; die muß man fragen, wenn man das Volk kennen lernen will, und gar bald wird das Ideal schwinden, das man sich darunter vorgestellt. Wenn diesen rohen Gemüthern eine Freiheit gegeben werden kann, so ist es die Emancipation vom Schlechten durch die Erkenntniß des Guten, und diese gewährt ihnen nur die Religion und deren Vertreter. Deshalb, mein lieber Ottmar, verschmähe ich es, mir durch leichtsinnige Concessionen eine wohlfeile Popularität zu erkaufen und begnüge mich damit, die Pflichten zu erfüllen, die mir Gott mit dem heiligen Oel auferlegte. Ich will nicht der erste Beamte, ich will der Beschützer, der Führer des Volkes sein, das mir zur Obhut anvertraut ist. Also — wie Sie ganz richtig sagen — weg mit allen inconsequenten und zwecklosen Neuerungen!“

Mit einer leichten Handbewegung schob der Fürst die Schriften auf dem Tische zurück und zog mehrere Briefe hervor. „Hier kommt nun wieder die Heiraths-angelegenheit. Da müssen Sie mir einen Gefallen erweisen; Niemand kann das, als Sie. Ich habe hier die Wahl zwischen zwei liebenswürdigen Prinzessinnen, von denen ich aber noch keine kenne, da eine von ihnen erst in die Welt getreten ist und die andere einem Hofe angehört, welchen ich noch nie besuchte. Sie sind Kenner weiblicher Schönheit und weiblichen Charakters, sind schlau und gewandt, Sie müssen eine Privat-Vergnügungsreise machen und die eine der Damen kennen lernen, damit Sie mir genaue Andeutungen geben können und mir so vielleicht die Mühe einer unnützen Brautschau ersparen. — Doch darüber hernach. Ich sehe Ihnen an, daß Sie mir etwas sagen wollen und es war indiscret von mir, Sie so lange davon abzuhalten!"

„Ich habe nichts, was wichtiger wäre, als Sie zu hören, mein Fürst! Da Sie jedoch befehlen, so muß ich gehorchen. Es handelt sich übrigens nicht um mich, sondern um einen Unglücklichen, der durch meine Schuld ungerecht leidet, dem zu helfen ich mich verpflichtet fühle. Geruhen Euer Durchlaucht, mir gnä-

digst zu gestatten, daß ich von dem Fürsten an den Mann appellire, um Ihnen ein Geständniß zu machen, welches nicht der Fürst, nur der Mann hören darf?"

„Sprechen Sie unverhohlen!"

„Vor fünf Jahren wurde hier ein gewisser Albert Preheim zu zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt, weil er einen Mordversuch an dem jetzigen Assistenten und ehemaligen Präfecten des Collegium Germanicum, der sich einige Zeit in H*** aufhielt, begangen haben sollte."

„Ach ja! ich erinnere mich," unterbrach ihn der Fürst. „Der Mensch entschuldigte sich durch die unglaubliche Angabe einer Verwechslung mit seinem Nebenbuhler, konnte jedoch nichts beweisen und wurde verurtheilt."

„Nun denn, Durchlaucht, der Mann ist zu schwer bestraft. Er ist kein Mörder und seine Angaben sind richtig. Er handelte ohne Vorbedacht, fast unzurechnungsfähig, unter dem Banne der blindesten Eifersucht. Der Streich, den er führte, galt mir, da er Grund hatte, mich für den Verführer seiner Braut zu halten."

Der Fürst zog den Athem durch die Zähne ein,

wie Jemand, der empfindlich unsanft berührt worden ist und sagte nichts.

Heinrich bemerkte es und besaß Takt genug, um die ganze Sache so darzustellen, als wäre er selbst nur ein Opfer des Zufalls gewesen. Den nächtlichen Besuch, zu dem er das Mädchen bestimmt hatte, ließ er wohlweislich weg und schob Alles auf die Einfalt des unerfahrenen Kindes, welches in seinen Gewissensbissen dem verrathenen Bräutigam die Sache unklar und übertrieben dargestellt habe. Wie immer gelang es ihm auch hier wieder, den Fürsten zu überzeugen.

„Entschuldigen Sie sich nicht weiter," sagte dieser, „wegen eines so natürlichen Leichtsinnes. Ich gestehe Ihnen zwar, daß ich für meine Person nicht begreife, wie die verlockendste Gelegenheit Herrin unseres Willens werden kann. Mir als Fürst stünde ja Alles zu Gebote, allein ich habe nie Verlangen getragen nach Genüssen der bloßen Sinnlichkeit. Ich rechte jedoch mit Niemanden darüber, wenn er hierin anders denkt und fühlt — mit Ihnen am wenigsten. Halten Sie es deshalb für keinen Beweis von Ungnade, wenn ich Sie bitten muß, Ihren Fehler, denn ein solcher bleibt es immerhin, auch selbst gut zu machen. Ich sehe

mich leider außer Stand, Ihnen dazu behilflich zu sein."

„Durchlaucht!" rief Heinrich erstaunt, „Sie wollen den Unglücklichen nicht begnadigen?"

„Sie verlangen von mir eine Begnadigung für Severinus' Mörder. Ich kann nicht glauben, daß Sie das reiflich überlegt haben! Severinus leidet noch an den Folgen jener lebensgefährlichen Wunde, und ich sollte Den freilassen, der sie ihm schlug? Severinus ist die Seele des ganzen, mir hochwürdigen Jesuitenordens, er hat Beziehungen zu der ersten Geistlichkeit meines Landes; der Orden, ja die gesammte Curie war damals im Aufruhr über diese unerhörte Freventhat, für welche meine Beichtväter die Strafe noch viel zu gering fanden, und nun soll ich nach fünf Jahren einen Act der Gnade außergewöhnlichster Art vollziehen? Sagen Sie selbst, wie würde das aufgenommen werden, wie würde die gesammte Geistlichkeit es ansehen, welche damals schon beleidigt war, daß ich mich nicht entschloß, ein furchtbares Beispiel an dem Verbrecher zu statuiren?! — Wenn Sie so fest an die Aussagen des Menschen glauben, so lassen Sie die Sache den Weg des Rechts gehen, dann bedarf er meiner Gnade gar nicht."

„Ich glaubte, Durchlaucht würden in Anbetracht, daß der Unglückliche nicht Severinus tödten wollte —“

„Das ist ganz gut und schön, mein Lieber,“ unterbrach ihn der Fürst etwas lebhafter als gewöhnlich — „wer weiß das aber — und wenn ich es auch als Grund meiner Gnade anführe, wer wird es glauben? Kann ich beweisen, daß meine Privatanschauung die richtige und maßgebend ist, um diese allgemein als verdient anerkannte Strafe aufzuheben? — Nicht meine einzelne Meinung darf willkürlich für Severinus’ Mörder Partei ergreifen und in einer so verwickelten Sache entscheiden. Nur die ruhigen übereinstimmenden Ansichten eines gesammten Gerichtshofes können den wahren Thatbestand feststellen und ihn kraft des Gesetzes freisprechen. Sind Sie überzeugt von der Wahrheit Ihrer Behauptung, so wird es Ihnen ja auch gelingen, die Gerichte zu überzeugen, und Sie werden doch wohl fühlen, daß Sie eher die Verpflichtung haben, eine Buße für Ihren Fehltritt zu tragen, als ich!“ — Der Fürst hatte das Alles schnell und leise mit dem freundlichsten Lächeln gesprochen. Dennoch war Heinrich jedes Wort schneidend durch die Seele gegangen. Er biß die Zähne zusammen und lächelte ebenfalls, während er innerlich den Fürsten einen

glatten kalten Egoisten schalt und überzeugt war, daß er diesem Manne gegenüber ein Märtyrer der Selbstverleugnung sei. — Wenn zwei Egoisten zusammen kommen, betrachtet sich immer Jeder mit wehmüthiger Selbstzufriedenheit als das Opfer des Andern. Ebenso erging es dem Fürsten. Auch er stellte Betrachtungen an über den Egoismus in Heinrich's Zumuthung und hielt sich für sehr edel, weil er ihm dieselbe gnädigst vergab!

„Durchlaucht!" sagte Heinrich mit jener Treuherzigkeit, die seine gefährlichste Maske war, „wenn ich mich scheute, den von Ihnen erwähnten Weg einzuschlagen, so geschah es, weil ich nicht wagen durfte, als Mitglied des Hofes und geheimen Staatsrathes mich durch öffentliche Verhandlungen in dieser bedenklichen Sache zu compromittiren. Ich glaubte den Diener Euer Durchlaucht in mir selbst ehren zu müssen, wie in jedem Andern. — Ich dachte nicht daran, daß ein mächtiger Fürst, wie mein gnädigster Gebieter, um einer so ächt christlichen That willen den Zorn der Geistlichkeit zu fürchten brauche, deshalb bitte ich unterthänigst um Vergebung meines unstatthaften Gesuchs."

„Sie wissen, Ottmar, daß Sie mir unentbehrlich

sind und daß Sie viel von mir verlangen können, aber wenn Sie sich jetzt auch gekränkt fühlen, das kann ich Ihnen nicht zugestehen. Brauche ich gleich, wie Sie mir eben andeuten zu wollen schienen, den Zorn der Geistlichkeit nicht zu fürchten, so will ich ihn doch nicht unnütz reizen. Wie ich das Haupt bin, so ist die Geistlichkeit das Herz meines Staatskörpers — soll ich dieses kränken, wenn ich es vermeiden kann? Allerdings muß etwas für den armen Menschen geschehen, wenn aber Einer von uns ein Opfer für ihn bringen soll, dann ist es doch jedenfalls besser und natürlicher, Sie thun es, als ich. Machen Sie daher immerhin die Anzeige, ich gewähre Ihnen nach seiner Freisprechung jede Gunst, die Sie für ihn verlangen werden."

„Durchlaucht befehlen also wirklich, daß die Sache öffentlich werde?"

„Aber sagen Sie selbst, wird sie es denn nicht unter allen Umständen? Sie wissen jetzt, daß ich Albert Preheim nur begnadigen könnte, wenn ich es vermöchte, Alle so wie mich, von seiner Unschuld an dem Mordversuch gegen Severinus zu überzeugen. Müßte ich also nicht zu diesem Zweck Ihre Handlungsweise zuerst der Geistlichkeit und dann zu deren Genugthuung dem Publicum preisgeben? Sie wären also dann ebenso

bloß gestellt, wie vor Gericht und man würde Sie viel strenger beurtheilen, als wenn Sie selbst durch ein freimüthiges Geständniß zu Gunsten Preheim's Ihren Leichtsinn sühnen."

„Allerdings" sagte Heinrich bitter.

„Wenn die Sache dann auch Aufsehen erregt, was mir so unangenehm ist, wie Ihnen, so wird man sie jedenfalls binnen weniger Monate vergessen haben. Sie müssen ja doch in nächster Zeit die Reise machen, von der ich Ihnen vorhin sprach — und wenn Sie zurückkommen, wird kein Mensch mehr daran denken."

„Sie verlangen also, gnädigster Herr, daß ein Mann, den Sie vor der Welt mit Ihrem allerhöchsten Vertrauen beehren, der eine Stimme hat in dem Rathe, mit welchem Durchlaucht die Sorge für das Wohl und Wehe des Staates zu theilen geruhen, daß solch ein Mann sich vor ein versammeltes Gericht und neugieriges Publikum stelle, um eine Beichte seiner Jugendsünden abzulegen?"

„O," sagte der Fürst, „ich überlasse es ganz Ihrem Gewissen, ob Sie einen Menschen, den Sie für würdig hielten, meinem Schutze zu empfehlen, nicht für würdig genug halten, selbst eine That der Großmuth für ihn zu üben. Sind Sie vollkommen sicher, daß

er zu hart bestraft ist, so kenne ich Ihre Ehrenhaftigkeit genug um zu wissen, daß Sie für ihn handeln werden. Sind Sie dies jedoch nicht, so brauchen Sie sich selbst so wenig für ihn bloßzustellen, wie Sie von mir seine Begnadigung fordern werden. — Ueberlegen Sie Alles wohl; ich hoffe, daß Sie mich nicht in die Alternative bringen werden, entweder einen Menschen ungerecht leiden zu lassen, oder diejenigen Glieder meines Staats, welche ich am höchsten halte, vor den Kopf zu stoßen." Er sah auf die Uhr. „Es ist 8 Uhr, ich muß Toilette machen. Finde ich Sie heute Abend bei der Fürstin Mutter?"

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

„Schade, daß es kleiner Zirkel ist. Ich kann nun heute nicht mehr von der Vermählungsangelegenheit mit Ihnen sprechen."

„Ich bereue es tief, die kostbaren Minuten, die mir Ew. Durchlaucht zu schenken geruhten, nicht besser verwendet zu haben."

„Nun, auf Wiedersehen!" sagte der Fürst und stand auf, Heinrich mit gnädiger Handbewegung entlassend. —

Heinrich hatte seiner ganzen Selbstbeherrschung

bedurft, um dem Fürsten nicht noch einige Spitzfindigkeiten zu sagen, die er auf der Zunge trug.

Er war wüthend über das Mißlingen seines Planes, über die „Pfaffenfurcht" des Fürsten, wie er sie nannte. Er sah ein, daß der junge, streng religiöse Mann von seinem Standpunkte aus Recht hatte, aber er verwarf den ganzen Standpunkt mit einer unbeschreiblich bittern Ironie. Zum ersten mal seit seiner Anwesenheit in N*** war ihm diese Richtung des Fürsten persönlich nachtheilig geworden und er fühlte auf's Neue die ganze Schwere des Geschicks, welches ihn unter dieses verhaßte System beugte.

Sein Verlangen nach dem Gewinn der Burgfee und sein Rechtsgefühl kämpften gewaltig gegen seinen Stolz. Sollte er die Sache jetzt aufgeben? durfte er es bei dem einen vergeblichen Schritt bewenden lassen, ohne vor sich selbst, dem Fürsten, besonders aber vor der Burgfee beschämt dazustehen? Mußte sich ihm ihre herrliche reine Seele nicht für immer entziehen, nachdem sie diese Anschauung seines Wesens gewonnen? War sie nicht die einzige Freude, auf die er in seinem reizlosen Leben hoffte und er sollte sie verscherzen, nachdem er sie kaum gefunden?

Dann fragte er sich, ob sie auch wirklich sei, was

sie scheine, ob sie das Opfer verdiene, das er ihr bringe. — Er sah sich mit einem tiefen Eckel vor dem Gerichtshof, vor dem schadenfrohen Publikum stehen, sein Stolz sträubte sich mit ganzer Macht dagegen und Henri ließ auch noch in die peinlichen Betrachtungen die Besorgniß mit einfließen, die Damen vom Hof würden ihm nach dem Bekenntniß seines Fehlers unversöhnlich verloren sein. Wog die Burgfee das Alles für Heinrich wie für Henri auf? Vermochte ein Lächeln von ihr Heinrich für das Hohnlachen auf den Gesichtern zu entschädigen, die sonst nur kriechende Freundlichkeit für ihn zeigten? War ihre Achtung mehr, als die Bewunderung des Hofes, der nun sicher nur spöttisches Achselzucken für ihn haben würde?

Diese Betrachtungen beschäftigten Heinrich unablässig, während Henri in der Hofsoirée durch seine flachen Galanterien die Damen entzückte, und er beschloß, am folgenden Tag um jeden Preis die Burgfee wiederzusehen.

VIII.

Im Gefängniß.

Heinrich machte sich unter Angabe eines Unwohlseins von der Vormittagsconferenz los und verfügte sich in die Strafanstalt. Dort hieß er Albert in eine andere, wie er vorgab, gesundere Zelle bringen und blieb statt seiner in dem engen düstern Kerker, welchen seiner Meinung nach das Mädchen sicher zuerst betreten würde. Außerdem ertheilte er strengen Befehl, ihr sein Hiersein und den Wechsel, der mit Alberts Gefängniß vorgenommen worden, zu verschweigen und so hoffte er bestimmt, daß sie ihm nicht entgehen könne. Von Morgens 8 Uhr lauschte er in höchster Spannung auf jeden Schritt, der sich der Thür nahte. Doch jeder ging vorüber. Seine Erwartung wuchs zur Ungeduld, seine Ungeduld zum Verlangen. Er, der gewöhnt war zu befehlen, dem Alles entgegeneilte, er saß da in ein-

samer Zelle wie ein armer Sünder und mußte geduldig harren, bis der Augenblick der Erlösung nahte. Er, der so oft hinter seidenen Gardinen und Blumen sehnsüchtig erwartet worden war, blickte jetzt durch die Eisenstäbe eines kleinen vergitterten Fensters nach einem knapp zugemessenen Stückchen Himmel auf, wie fragend, ob ihm beschieden sei, was er begehrte? Er hatte nicht einmal daran gedacht, sich ein Buch mitzunehmen, und die furchtbarste Langeweile gesellte sich der Monotonie des einzigen Gedankens, der ihn beschäftigte. Die verschiedenen Thurmuhren schlugen viertel, halbe und ganze Stunden; diese nahen und fernen Schläge zu zählen, war die einzige Unterbrechung seines dumpfen Hinbrütens. Und das Alles hatte er sich auferlegt für ein fremdes, sprödes Mädchen, von dem er nicht einmal wußte, wer und was sie war und was sie ihm je werden konnte. Unwillkürlich versetzte er sich in die Lage der Gefangenen, besonders Alberts, der wohl Tage lang mit pochendem Herzen lausche, ob sie käme, das einzige, was er in dem ewigen Einerlei des Kerkers noch besitze. Seine gespannte Phantasie malte ihm immer lebhafter vor, wie der Gefangene Jahr aus Jahr ein so leben müsse, der tödtlichsten Langeweile preisgegeben, nur an den Anblick seiner vier Wände

und an seine nagenden Gedanken angewiesen; wie die Merkmale des menschlichen Lebens nur in dumpfem Geräusch und im Klang der Glocken zu ihm hereindrängen und die Abwechslung seiner langsam schleichenden Tage in den Uebergängen von Licht und Dunkel bestände. „Ich kann diese Thür öffnen, wann ich will, kann hinaustreten, wenn es in meinem Belieben steht; es ist nur die Nothwendigkeit einer Laune, die mich hält, und dennoch engt mir der Gedanke die Brust, hier 24 Stunden zubringen zu müssen — geschweige 365 Tage und Nächte und fünfmal, — zehnmal so viel!“ Er that einen tiefen Athemzug und fing an mit völlig nervösem Eifer auszurechnen, wie viele Stunden dies im Ganzen seien, nur um sich Beschäftigung zu machen. „Wie oft muß das Albert schon gerechnet haben! Was denkt nur solch ein Mensch die langen Jahre hindurch? Die Seele bedarf doch ebenso der Nahrung wie der Körper. Albert würde sicher blödsinnig, wenn er die Burgfee nicht hätte. Sie allein ist der Gedanke, der seine Seele wach erhält.“

Es schlug elf Uhr. „Drei Stunden warte ich nun, — wenn sie nicht käme?! Wie mag es erst dem Gefangenen sein, wenn sie einen Tag ausbleibt und er sie 24 Stunden vergebens erwartet hat?

Abgespannt durch unfreiwilligen Müßiggang sinkt er Abends auf sein Lager, blickt zu dem kleinen Fenster auf und betrachtet zum Tausendstenmal den Zug der Abendwolken, das Eintreten der Dunkelheit; vielleicht begrüßt er auch einen blitzenden Stern als freudiges Ereigniß und vergleicht ihn mit dem Auge der Burgfee. Er denkt darüber nach, warum sie heute nicht gekommen, ob sie wohl morgen kommt, bis ihn sein fieberhafter Schlaf befällt. Früh wacht er auf mit der Sehnsucht nach ihr, er möchte die Stunden jagen mit seinem fliegenden Athem, er möchte den Schlag der Uhren antreiben mit den Schlägen seines Herzens und doch bleibt ihm nichts übrig als Geduld — immer Geduld. Seine Seele schwankt auf und nieder zwischen Furcht und Hoffnung, der Kopf brennt, die Glieder schmerzen unter dem Druck der Fesseln. Die Sonne sendet ihre verlorenen Strahlen herein und beleuchtet die Thür; plötzlich springt diese auf und wie durch ihren Strahl gelockt, von ihrem Glanz übergossen, erscheint die herrliche Gestalt in ihrer ganzen Lebens- und Liebespracht und ein Jubelschrei tönt ihr entgegen, so markdurchdringend, wie ich ihn gestern von Albert gehört. „Burgfee!“ — Sie naht sich ihm; sie berührt mit ihren blüthweißen Händen die Ketten und sie werden

ihm leicht, ihr Athem kühlt sein fieberheißes Antlitz, sie spricht zu ihm mit jenem Ton, getränkt von den Melodien eines überströmenden Gefühls; sie blickt ihn an mit ihren räthselhaften Augen, und auf ihrer Stirn thront jene Hoheit, der kein Verlangen, keine Unbill zu nahen wagt!

O, solch' ein Trost, wie muß er sehnsüchtig erwartet werden, wie muß — —"

Die Thür ging auf, eine weibliche Gestalt wollte eintreten, er wendete sich und die peinliche Spannung entlud sich in einen grellen Schrei „Burgfee!" Die Thür wurde zugeschlagen, ein windesschneller Schritt entfernte sich. Wie man im Traum oft etwas in zitternder Eile vergebens zu erreichen strebt, so erschien Ottmar der Raum der kleinen Zelle viel zu lang, den er durchmessen mußte, um der Entfliehenden zu folgen. Seine Hände zitterten in solcher Hast, daß er das schwere alte Schloß nur mit Mühe aufbrachte. Als er hinaustrat, war sie verschwunden.

„Wo ist sie?" herrschte er einen Wärter an, der eben den Gang heraufkam.

„Meinen der gnädige Herr die Burgfee? Die habe ich heute noch nicht gesehen."

„Das lügen Sie, sie war ja eben hier!"

„Ja, gnädiger Herr, das mag wohl sein; sie pflegt immer dem Herrn Inspector guten Morgen zu sagen, ehe sie zu den Gefangenen geht."

„Ruft mir den Inspector!" befahl Heinrich und ging in die Zelle zurück.

Der Gerufene, ein ältlicher Mann mit biederen Zügen, kam herbei.

„Herr Inspector," redete ihn Heinrich streng an, „Sie haben seit mehreren Jahren einer Dame heimlichen Zutritt zü den Gefangenen gestattet?"

„Das habe ich, Herr Geheimerath!" sprach der Mann mit würdiger Fassung.

„Haben Sie dazu irgend welche Erlaubniß höherer Seits gehabt?"

„Nein, Herr Geheimerath!"

„Und dennoch übertraten Sie Ihre Instruktion?"

„Ich muß die Strafe über mich ergehen lassen!"

„So muthig sind Sie?"

„Herr Geheimerath," sagte der alte Mann bescheiden, „ich habe gethan, was mir mein Herz gebot und war mir bewußt, durch die Befolgung meiner innersten Ueberzeugung von Christenpflicht die Pflicht gegen mein Amt nur buchstäblich, nicht dem Sinne nach zu verletzen!"

„Ein Gefängnißbeamter und Herz! Das gehört nicht zusammen, mein Herr Inspector."

„Verzeihen Sie, ich wußte das nicht. Ich hege die Ueberzeugung, daß unsere hochweise Regierung die Verbrecher gerecht, nicht grausam behandelt wissen will, und dem Arm der Gerechtigkeit zu dienen ist ein Amt, welches man auch mit Herz verwalten kann, wenn es gleich mitunter recht schwer fällt."

„Das sind die spitzfindigen Raisonnements der Burgfee, wie man sie hier nennt. Dennoch bin ich geneigt, Ihnen die Sache so hingehen zu lassen, wenn Sie mir sogleich den Namen, Stand und Wohnort der Dame nennen."

„Herr Geheimerath," sagte der Inspector lächelnd, „ich denke wohl, daß, wenn mein Vergehen überhaupt Verzeihung verdient, Sie gerecht genug sein werden, mir diese auch ohne Bedingungen zu gewähren, denn die, welche Sie mir so eben stellen, kann ich unmöglich erfüllen."

„Herr Inspector!"

„Herr Geheimerath, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht weiß, wer die Dame ist, noch wo sie wohnt."

„Ich muß Ihnen glauben, aber um so unbegreiflicher ist dann Ihre Handlungsweise.“

„Ich sehe ein, Herr Geheimerath, daß ich Ihnen genaue Rechenschaft schulde und ich bin bereit, jede meiner Aussagen eidlich zu bekräftigen.“

„Nun?“ sagte Heinrich mit mühsam versteckter Neugier.

„Als vor fünf Jahren die Gefängnisse mit politischen Verbrechern sich füllten, wurde auch ein junger Mann Namens Reinhold eingebracht, der mein Mitleid in hohem Grade erregte. Er hatte sich an den Kämpfen in der Provinz B... betheiligt, sah aber so schwächlich und sanft aus, daß ich nicht begreifen konnte, wie er sich zu solchen Thaten habe hinreißen lassen. Zum Tode verurtheilt, wurde er vom Fürsten zu 20jähriger Einzelhaft begnadigt. Seine liebliche rührende Persönlichkeit bestach das Mitleid eines Jeden, der ihn sah. Von Tag zu Tag wurde der Unglückliche blasser und elender, aber er schwieg. Niemand hörte eine Klage von ihm. Er hatte für jeden Eintretenden stets dasselbe milde Lächeln. Sogar die Gefangenwärter erbarmte dieses still getragene, tiefe Leiden und sie machten mir die Bemerkung, daß sie den Gefangenen für krank hielten. — Ich ging zu ihm

und fragte ihn eindringlich, was ihm fehle. Er dankte mir und versicherte mich, er sei wohl. Sein Herz thue ihm weh, aber da könne ihm Niemand helfen, als Die, um deren Kälte willen er sich in seine Vergehen und sein Unglück gestürzt und die er lieben müsse bis zum Tod. Ich wollte nicht weiter mit Fragen in ihn dringen, denn die Erinnerung schien ihn anzugreifen. — Da kam eines Tages die junge Dame, von der die Rede ist, zu mir und ersuchte mich unter Thränen, ihr eine Unterredung mit dem Gefangenen Reinhold zu gewähren. Ich schlug es ihr ab. Den folgenden Tag kam sie wieder, um, wie sie sagte, sich nach dem Befinden des Gefangenen zu erkundigen und bat mich, dies täglich wiederholen zu dürfen. Das konnte ich ihr natürlich nicht verwehren. Sie fand sich jeden Vormittag zur bestimmten Stunde in meinem Zimmerchen ein und ich muß gestehen, daß ich das Mädchen bald so lieb gewann, als wäre sie mein eigenes Kind. Sie sagte mir nicht, wer sie ist, aber ihr ganzes Benehmen zeigte mir, daß sie aus einer guten Familie sein müsse und ein herzensreines Wesen sei; ich war auch zu bescheiden, ihr etwas abzufragen, was sie mir nicht selbst mittheilte. — Eines Tages konnte ich ihr keine gute Nachricht über das Befinden

des Gefangenen geben. Seine Schwäche hatte auffallend zugenommen. Sie empfing meine Mittheilung mit solchem Jammer, daß ich keinen Zweifel mehr hegte, sie stehe Reinhold nahe und sei Diejenige, um welche er sich so gräme. — Sie faßte meine Hände in Todesangst und beschwor mich, sie nur einen Augenblick durch die Thürspalte in seine Zelle schauen zu lassen. Das wollte ich denn doch dem armen Kinde nicht verwehren. Ich führte sie hin, ging zu dem Gefangenen und ließ die Thür ein wenig offen, damit sie, dahinter versteckt, hereinsehen könne. Aber wer kennt solch ein siebzehnjähriges ungestümes Herz. Kaum hatte ich zwei Worte an Reinhold gerichtet, als sie hereinstürzte und sich ihm mit einem Schrei des Schmerzes an die Brust warf. Keines vermochte zu sprechen und mir selbst liefen die Thränen herunter. Der Unglückliche war so schwach, daß er diesem Sturm von Freude nicht widerstehen konnte, er gleitete ihr kalt und blaß aus den Armen. Sie ließ sich nieder und legte still seinen Kopf auf ihre Kniee. Sie saß da, wie die leibhaftige Maria mit dem todten Christus — Herr Geheimerath, der wäre kein Mensch gewesen, der die Beiden zu trennen vermocht; es wäre mir vorgekommen wie Kirchenraub! —"

„Weiter!" sagte Heinrich auf's Höchste gespannt.

„Als Reinhold sich wieder etwas erholt hatte, gab es einen rührenden Auftritt, so etwas läßt sich nicht beschreiben, das läßt sich nur fühlen! Sie waren noch nicht miteinander versprochen, sie schien sogar seine Neigung nicht erwiedert zu haben und bat ihn um Verzeihung für ihre Lieblosigkeit, die ihn in die Welt und in's Verderben getrieben habe. Aber sie wolle es gut machen! Sie nahm mich zum Zeugen, daß sie sich ihm mit Hand und Schwur verlobe und flehte mich an im Namen Gottes, dem ich doch einst die höchste und letzte Rechenschaft abzulegen hätte, ihr ein für allemal den Zutritt zur Zelle ihres Bräutigams zu gestatten. Ich erkannte, wie sie mich überlistet und während ihrer täglichen Besuche so für sich eingenommen hatte, daß ich ihr nichts mehr abschlagen konnte, ich war überzeugt, daß der Gefangene einen wahren Seelsorger an ihr habe, denn rein und mild ist sie, wie ein Kind, und klug und fest, wie ein Mann. So gestand ich ihr denn zu, was sie wünschte und habe es bis diesen Augenblick nicht bereut; sie hat einen besseren Geist in die Anstalt gebracht und übt eine merkwürdige Herrschaft über die Verbrecher aus."

„Nun und der Bräutigam?" fragte Heinrich.

„Sie glaubte, sie könne ihn durch ihre Liebe noch retten und pflegte ihn mit einer bewunderungswerthen Zärtlichkeit, er war selig, aber wie ihn vorher der Kummer zu verzehren drohte, so ging es jetzt mit der Liebe; — er siechte langsam hin.

Mit der Zeit sah sie es ein und schrieb es dem Kerkerleben zu. Sie fand, daß das größte Leiden für den Menschen in dem Verlust der Freiheit bestehe und trug nicht nur für ihn, sondern für alle seine Unglücksgefährten ein tiefes Mitgefühl im Herzen. Mehrmals äußerte sie mir, wenn sie nicht alle freie Zeit für Reinhold brauchte, so würde sie gern auch andere Gefangene besuchen, allein sie wolle Reinhold keine Minute entziehen.

Da wurde ein politischer Verbrecher, der zu 15 Jahren verurtheilt war, eingeführt, und der Mensch war so rasend über sein Geschick, daß er sich die Zähne an den Fesseln ausbiß und das Gehirn mit dem schweren Eisen einschlagen wollte, „gleich Cajus Cälius“, wie er sagte, kurz, sich ganz geberdete wie ein Wahnsinniger. Kein Mensch vermochte seiner Herr zu werden; er verfluchte Alles und verhöhnte die Geistlichen. Da kam ich selbst auf den Gedanken, die Burgfee — so hatte sie ihr Bräutigam scherzweise getauft, weil sie

ihm ihren rechten Namen zu nennen verbot — zu fragen, ob sie nicht versuchen wolle, den Rasenden zur Vernunft zu bringen. Sie ging mit der größten Bereitwilligkeit zu ihm und der Mensch wurde so entzückt von ihrer Schönheit und ihrem Geiste, daß er sich ihr fügte und ihr folgte mit einer wahren Andacht. Wenn er einst die Freiheit erhält, so wird er's dem Mädchen zu danken haben, daß er kein Verrückter oder Bösewicht ist.

So war ein halbes Jahr verstrichen, als wir sie in Reinhold's Zelle einmal verzweiflungsvoll rufen hörten. Als wir herzueilten, fanden wir sie wieder, wie beim ersten Zusammentreffen, am Boden knieend, den Kopf des Geliebten in den Armen — diesmal aber sollte er nicht mehr erwachen — er war todt. — Die Burgfee weinte so bitterlich über dem bleichen Gesicht, daß die Wärter sich leise hinausschlichen, um den Jammer nicht zu sehen. Der herbeigerufene Gefängniß-Arzt, der mit im Vertrauen war, sagte, er hätte einen Herzfehler gehabt und vielleicht auch im Glück nicht länger gelebt. Wir sprachen ihr zu, so gut wir konnten, und als sie sah, wie sehr uns ihr Unglück nahe ging, faßte sie sich und tröstete uns. Als aber die Kerkerthür geöffnet und die Leiche hinausgetragen wurde, brach sie zusammen und schrie auf: „Du

Armer, nun bist Du frei!" Der Ton dröhnt mir heute noch im Ohr, ich werde es in meinem Leben nicht vergessen.

Als wir allein waren, dankte sie mir mit rührender Liebe und bat mich, ihr von nun an den Zutritt zu allen Gefangenen zu erlauben, um Seelenmartern zu mildern, die oft weit über die Schuld und den Zweck der Strafe hinausgingen. Ich konnte ihr, nachdem ich ihren Erfolg bei dem bösen Sebastian gesehen, diesen edlen und wohlthätigen Wunsch nicht versagen, in dem ihre Seele Trost suchte, und Sie dürfen mir glauben, Herr Geheimerath, Segen ist mit ihr, wo sie weilt!"

„Sie scheint aber jetzt gänzlich getröstet zu sein?" fragte Heinrich.

„Zwei Jahre trauerte sie ernsthaft, ja ich sah sie oft mit rechter Besorgniß an. Endlich aber machte die Zeit und ihre gesunde Natur ihr Recht geltend. Sie erstarkte wieder und wurde nach und nach ruhiger, sogar heiter, und seit einem Jahr ungefähr ist sie wieder das lebensfrische Kind, wie vor fünf Jahren. — Nun wissen Sie Alles, verehrtester Herr, urtheilen Sie selbst!"

Heinrich starrte lange sinnend vor sich hinaus. Endlich sagte er freundlich:

„Unter so außergewöhnlichen Umständen muß man allerdings eine Ausnahme machen. Sie sind ein rechtschaffener Mann, Herr Inspector!“

„O ich danke Ihnen, Herr Geheimerath.“ —

„Aber nun sagen Sie mir, Ist es Ihnen denn nie eingefallen, dem wunderbaren Mädchen Jemanden nachzuschicken, um die Richtung auszukundschaften, die sie einschlug?“

„Sie ging immer nur bis zu den Reihen der Miethkutschen und fuhr dann in einer solchen fort. Sie hat eine Consequenz in allem, was sie thut, die einen mitunter erschrecken würde, wenn man ihr gutes Herz nicht kennen gelernt hätte.“ —

„Ich danke Ihnen für Ihren Bericht. Auf Wiedersehen, Herr Inspector!“ Heinrich nahm seinen Hut und ging.

„Albert muß frei, die Burgfee muß mein werden!“ sagte er, als er das Haus verließ.

IX.

Das Fräulein Veronika von Albin.

So war endlich sein Entschluß gefaßt. Er erkannte, daß Alberts Befreiung der einzige Preis sei, mit dem er das Vertrauen des starrsinnigen Mädchens wieder erkaufen könne. Die Eindrücke, die er bei seiner freiwilligen Gefangenschaft in jener Zelle empfangen hatte, überzeugten ihn von der unverantwortlichen Grausamkeit, die er beginge, wollte er den armen Albert noch ferner ungerecht leiden lassen. Die vergebliche Erwartung der Burgfee steigerte sein Interesse für sie zur Sehnsucht, die Erzählung des Inspectors gab ihm die Gewißheit, daß sie eines Opfers werth sei. Die einfachen Erlebnisse dieses einen Vormittags hatten das Netz von Zweifeln, das ihn umspann, zerstört. Er nahm sich vor, die Sache mit der ganzen Jovialität des Weltmanns zu behandeln und den Hohn des schadenfrohen

Publicums durch eine Liebenswürdigkeit zu entwaffnen, der Niemand widerstehen könne — und die natürlich zuerst das Herz der Burgfee erobern sollte. Er war sich der Macht seiner Persönlichkeit bewußt, und nachdem er sich an den Gedanken eines öffentlichen Verfahrens gewöhnt hatte, reizte es ihn, alle seine Vorzüge in den Strahlen ihrer entzückten Blicke Farben spielen zu lassen. Da es also kein anderes Mittel gab, ihrer habhaft zu werden, so ließ er die Untersuchung über Alberts Mordversuch bei Gericht wieder aufnehmen.

Eine Wochen verstrichen, bis die Sache öffentlich verhandelt wurde und Heinrich wie Henri verfolgten während dieser Zeit nur einen Zweck: die Burgfee zu finden. Doch alle seine Pläne wurden zu Schanden an der schlauen Hartnäckigkeit, mit der sie sich ihm entzog.

Ottmar ging täglich in's Gefängniß. Er erwies den Gefangenen alle erdenkliche Güte. Doch keiner konnte ihm mehr sagen, als daß sie seither nicht gekommen. Die armen Menschen verzweifelten fast; es war seit fünf Jahren zum erstenmal geschehen, daß sie so lange ausblieb. Keiner wußte [illegible] die Ursache zu erklären. Heinrich wußte es [illegible]te über

ihre Festigkeit — es konnte nicht Gleichgültigkeit sein, was sie ihn so ängstlich vermeiden ließ, und das spornte seine Ungeduld auf's Aeußerste.

Der Tag der Verhandlung kam. Hierauf war seine ganze Hoffnung gerichtet. Die Gallerien des Sitzungssaales waren überfüllt. „Ottmar, der stolze, gefürchtete Aristokrat tritt in die Schranken für einen armen verfolgten Plebejer und bekennt seine eigene Schuld, um die Unschuld seines Schützlings zu beweisen!" Das war der Ruf, der durch die ganze Stadt lief. Jeder wollte es selbst sehen, um es zu glauben und statt eines schadenfrohen, wie er erwartete, erschien ein bereits halb versöhntes, freudiges Publikum. Auch eine Menge von Damen aller Stände und jeden Alters waren herbeigeeilt, den berühmten Ottmar als reuigen Sünder zu sehen. — Es ist charakteristisch, daß die Frauen im Allgemeinen nicht den kleinsten Fehltritt vergeben, wenn er verheimlicht wird, hingegen sind sie im Stande, die größten Vergehen zu verzeihen, wenn durch ein offenes Bekenntniß an ihre Großmuth appellirt wird. Heinrich hoffte diese Erfahrung an der Burgfee bestätigt zu finden. Er war überzeugt, daß sein Benehmen bei dieser Gelegenheit ihren Trotz völlig brechen werde. — Die Verhandlung begann. Aller

Augen richteten sich mitleidig auf den bleichen, in der Blüthe seiner Jahre geknickten Albert, der unsichern Schrittes, von zwei Gensdarmen geführt, hereintrat.

Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Geschichte des Falles, die Aussagen des abwesenden Severinus wurden verlesen und zur Einvernahme des Angeklagten und der Zeugen geschritten. Anfangs hatte Niemand der Verhandlung viel Gehör geschenkt. Daß die Anklage gegen Albert eine zu schwere sei, hatte man schon vor fünf Jahren geglaubt; man war also nur auf das Zeugenverhör begierig und jenes bekannte seltsame Geräusch der Ungeduld hatte seither die Reden des Präsidenten unverständlich gemacht. Aber so gespannt das Publikum auf Ottmars Eintritt harrte, wartete auch er hinter der Thür der Zeugenstube. Endlich befahl der Präsident, den Baron von Ottmar vorzufordern.

Ein zufriedenes „Ah" rauschte durch die Reihen, wie ein Windstoß durch dürres Laub, als Heinrich erschien. Mit der ganzen Macht seiner natürlichen und künstlichen Liebenswürdigkeit entwickelte er die psychologischen Ursachen der Begebenheiten und stellte sie mit überzeugender juristischer Schärfe in ihrem Verhältniß zum Gesetz dar. Schonungsvoll verschwieg

er den Namen von Albert's Braut und bekannte sich zu seinem Fehltritt mit der Würde eines Mannes, der sich auf Grund großer und edler Eigenschaften berechtigt fühlt, sich über die Verirrungen seiner Jugend zu erheben und keine Scheu trägt, ein Unrecht einzugestehen, um dadurch ein noch größeres zu verhüten. — Während Heinrich sprach, musterte er die Gallerien und Henri weidete sich an manchem schönen, in Entzücken strahlenden Gesichte, aber das, was Beide suchten, war nicht da.

Alle Herzen flogen Ottmar zu und allein Die, für welche das Alles geschah, entzog sich theilnahmlos der einzigen Gelegenheit, die ihn in einem besseren Lichte zeigen sollte. Und dennoch konnte er es nicht glauben, sie mußte da sein und hatte sich wohl nur seinen Blicken verborgen.

Dieser Zweifel versetzte ihn in die größte Aufregung. Er spielte fast mechanisch seine Rolle des edlen Mannes fort. Er hatte so vortrefflich gesprochen, daß Alberts gerichtlichem Vertheidiger fast nichts mehr zu sagen übrig blieb, aber seine Gedanken waren nicht bei Albert, sondern auf der Gallerie, und je mehr er sich überzeugen mußte, daß die Burgfee nicht da sei, desto mehr schwand seine Freude an der guten That;

er durfte ja nicht mehr hoffen, durch irgend etwas eine Annäherung der hartnäckigen Fee zu erreichen.

Das Gericht hatte den alten Anton aus seiner Heimath vorladen lassen, um Zeugniß abzulegen. Er war jedoch noch nicht eingetroffen und deshalb sollte noch eine Sitzung stattfinden, wenn sie auch dann nicht erschien, hatte er das Spiel verloren.

Da kam ihm noch ein Gedanke, der ihn auf die rechte Fährte bringen konnte. Er mußte sich sagen, daß sie ihre außerordentliche Bildung nur in wissenschaftlichen Kreisen geschöpft haben könne und wahrscheinlich in einer sehr schöngeistigen Familie erzogen sei. Ottmar nahm sich vor, eine Tournée bei allen literarisch und wissenschaftlich bedeutenden Leuten N***'s zu machen. „Eine geborene Einwohnerin der hiesigen Residenz ist sie nicht, dafür spricht sie ein zu richtiges Deutsch; ich werde also bei den Fremden anfangen", dachte er.

Er hatte bisher ausschließlich in den Hofzirkeln gelebt und war in den Kreisen, die er jetzt aufsuchte, gänzlich unbekannt.

Zwischen der ersten und zweiten Gerichtsitzung lag ein Sonntag und diesen benützte Ottmar. Er jagte in seiner glänzenden Equipage den ganzen Vormittag

in der Stadt herum und wurde überall mit freundlichen Gesichtern empfangen. Viele hübsche und häßliche, schüchterne und vorlaute, einfache und blaustrümpfige Mädchen wurden ihm vorgestellt. Sie war nirgends.

Als er den letzten Besuch gemacht, der auf seiner Liste stand, und ihm auch da nur fremde alltägliche Gesichter entgegengekommen waren, fragte er noch unter der Thüre kleinlaut den freundlichen Familienvater, ob er ihm nicht einige interessante Persönlichkeiten nennen könne, die ein Fremder in N*** kennen lernen müsse.

Der alte Herr besann sich eine Weile, dann fragte er ihn endlich, ob er denn noch nichts von dem alten Fräulein Veronika von Albin gehört habe.

„O die müssen Sie aufsuchen," rief er, „als Heinrich seine Frage verneinte, „die ist ein Original. Ein Petrefact der Empfindsamkeitsperiode und dabei eine wirklich geistvolle Person, in deren Salon Sie Alles vereinigt finden werden, was Ruf hat und zur Fahne der Poesie und Empfindsamkeit schwört."

Gelangweilt von der umständlichen Erklärung, dankte Heinrich, ließ sich die Wohnung bezeichnen und fuhr hin. Er hatte sich es zur Pflicht gemacht, jedem Wink des Schicksals zu folgen, wußte aber im Vor-

aus, daß er bei einer sentimentalen alten Jungfer nicht finden könne, was er suche.

Der Wagen hielt vor einem massiv in Stein erbauten Hause. Zwei lackirte riesige Mohren hielten nach der Mode des vorigen Jahrhunderts rechts und links von der Thür ein Paar mit vielen eisernen Schnörkeln verzierter Laternen. Die unteren Fenster waren mit dicken gewundenen Eisenstäben vergittert und an der schweren Eichenthür fehlte auch der blanke messingene Löwenkopf mit dem Ring nicht. Ueber der Thür war ein ziemlich verwittertes, in Stein gehauenes Wappen, beschattet von einem kleinen, vielfach mit Sculpturen und eisernen Gewinden versehenen Balkon. — Heinrich zog die Glocke. Die Thür wurde geöffnet, und als er eintrat, streckte ihm aus einer Treppennische eine Statue wie zum Willkommen die Arme entgegen.

Ein wohlthuendes Halblicht ergoß sich durch ein hohes gemaltes Fenster auf die steinerne Treppe, und auf's angenehmste von dieser altmodischen, aber gediegenen Behäbigkeit berührt, stieg Heinrich die breiten Stufen hinan.

Ein ehrwürdiger steifer Diener stand oben und führte ihn schweigend in ein kleines Vorzimmer. Ott=

mar gab ihm seine Karte und er ging auf den Zehen hinaus, um ihn zu melden. Einige Minuten hatte Heinrich Zeit, die tiefe Stille, die Ordnung, die wenigen, aber reichen Möbel, Teppiche und chinesischen Vasen des Vorzimmers zu bewundern. Seine Hoffnung begann zu sinken. Der pedantische ruhige Geist, der ihn aus diesen sorgsam bewahrten Reliquien eines verflossenen Jahrhunderts anwehte, konnte nicht das ursprüngliche modern-romantische Naturel der Burgfee erzogen haben! —

Endlich wurde eine kostbar geschnitzte Flügelthür weit aufgerissen. Der alte Diener bedeutete ihn stumm und mit tiefer Verbeugung, näher zu kommen, und Heinrich trat in ein großes, altfränkisch eingerichtetes Gemach mit seidenen Gardinen und spiegelglatt parkettirtem Boden. Die Divans und Stühle waren von reich eingelegtem Nußbaumholz und mit verblichenem, aber schwerem gelben Damast bezogen. Ein alter Ofenschirm mit gesticktem Wappen stand vor einem riesigen, chinesisch verzierten Ofen. Auf schwerfälligen geschweiften Tischen lagen prachtvolle, vergriffene und verschossene Sammetalbums, auch neuere kleine Bücher aller Art. Ein vergoldeter Adler spannte über einem ungeheueren Spiegel seine Flügel aus und ein

Paar weißlackirte Sphinxe trugen einen marmornen Pfeilertisch mit der steifen Pendeluhr. Hundert Jahre alte Familienportraits starrten gravitätisch von den Wänden nieder und über das ganze friedliche Bild einer vergangenen Zeit gossen frische Rosen ihre Düfte aus.

Fast zugleich mit Ottmar trat aus der gegenüberliegenden Thüre die Dame des Hauses, Fräulein Veronika von Albin, eine kleine ätherische Gestalt mit noch jugendlich elastischen Bewegungen und einem Paar lieblicher blauen Augen in einem mindestens siebzigjährigen, verschrumpften Gesicht.

Dünne weißblonde Löckchen waren sorgsam auf die freundliche alte Stirn geklebt und ein altmodisches, blendend weißes Morgenkleid rauschte leise um sie her.

Sie ging oder vielmehr schwebte auf Ottmar zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Seien Sie uns bestens willkommen, Herr von Ottmar!“ sagte sie mit einem so innigen Ausdruck, daß dieser sich erstaunt verneigte.

„Nicht wahr, Sie wundern sich über meine herzliche Ansprache?“ fuhr sie fort und bot ihm einen Stuhl. „Sehen Sie, das kommt daher, weil man immer glaubt, Diejenigen, die wir so gut kennen,

müßten uns auch kennen, sind Sie doch seit der öffentlichen Gerichtsverhandlung Gemeingut geworden und zwar ein solches, das sich Jeder am liebsten allein zueignete.“ —

„Haben Sie denn der Verhandlung beigewohnt, Gnädigste?“ fragte Ottmar.

„Gewiß, und ich kann Sie versichern, daß ich Sie recht lieb gewonnen in den wenigen Stunden, wo ich Sie sah und hörte. Es hätte mir gar keine größere Freude widerfahren können, als die Ihres Besuchs! Gottlob, daß ich alt genug bin, um Ihnen das so ungenirt sagen zu können!“ setzte sie lächelnd hinzu.

Heinrich fand Geschmack an der jugendlichen Greisin und er dachte unwillkürlich: „die Frauen sind doch nur wahrhaft liebenswürdig, wenn sie anfangen und wenn sie aufhören zu leben.“

„Meine Gnädigste,“ begann er, „Sie wissen nicht, wie glücklich mich Ihre Freundlichkeit macht. Ich bin fremd hier und suche Menschen, die mich verstehen. Das leere Hofleben genügt mir nicht mehr, ich sehne mich nach etwas Anderem und komme zu Ihnen, weil man mich aufmerksam machte, daß ich hier finden würde, was ich suchte und ich hoffe in der That, wenn ich es überhaupt finde, so ist es hier!“ —

„Ich glaube, Sie könnten Recht haben," sagte sie, und sah ihn mit entzückender Liebenswürdigkeit an. Das Alter hatte mit den erschlafften Lidern einen verhüllenden Vorhang über das frische Blau dieser Augen geworfen. Doch leuchtete ein Blick so voll Seele und jugendlich reiner Empfindung darunter hervor, daß Heinrich sie mit steigender Verwunderung betrachten mußte.

„Nicht als ob ich mir anmaßte, daß Sie bei einer Greisin, wie ich bin, Unterhaltung fänden — aber ich habe das Glück, junge geistvolle Leute um mich zu versammeln, bei denen Sie sicher etwas treffen, was Ihnen zusagt."

„Sie haben gewiß auch Verwandte?" fragte Heinrich erwartungsvoll.

„Verwandte gerade nicht," sagte sie kurz, „aber es ist ein großer Segen von Gott, daß er mir die Fähigkeit gab, noch mit der Jugend fortzuleben, und daß mein Alter doch wenigstens nichts Abschreckendes hat. — Die jungen Leute hängen an mir und bringen mir täglich Freude in mein stilles Haus." —

„Erlauben Sie mir eine Frage, verehrtes Fräulein," sagte Heinrich, stockte einen Augenblick und ging dann in einen andern Ton über, „wie ist es möglich, daß die Zeit so spurlos an Ihnen vorüber ziehen konnte?"

„Ja sehen Sie, das ist sonderbar, ich bin eigentlich mitten in meinem Leben um zwanzig Jahre zurück geblieben. Das Räderwerk arbeitete fort, aber die Zeiger blieben durch eine große Erschütterung stehen und holten auch die Zeit nicht mehr ein. Das ist eine eigene traurige Geschichte, und wenn wir einmal bei meiner gemüthlichen singenden Theemaschine sitzen, erzähle ich sie Ihnen."

„Eine traurige Geschichte?" fragte Heinrich. „Ich hätte Sie für sehr glücklich und zufrieden gehalten."

„Ja, jetzt bin ich es wohl, die Zeit tilgt ja Alles und ich komme mir schon vor, wie ein verklärter Geist. Ich habe keine Sorgen, keine Wünsche mehr, blicke ruhig und unparteiisch über das Leben hin und liebe alle Menschen. Mein Körper ist mir, wie Sie sehen, auch nicht sehr zur Last, und so hätte ich denn Gottlob nicht mehr weit bis zum Engel!"

In dem Scherz dieser Worte lag ein so tiefer Ernst, daß Heinrich seltsam ergriffen mit der Hand über die Stirne fuhr. Es war ihm, als hätte ihn ein guter Genius mild lächelnd auf eine Höhe gehoben, von der aus er die ganze Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Lebens mit einem Blicke überschauen könne. —

„O wer sich so dem Himmel nahe bringen könnte, wie Sie!“ sagte er endlich.

„Lieber Freund“ antwortete sie mit ihrem lieblichen Blick „es giebt auch auf Erden einen Himmel, es ist der in der eigenen Brust! Suchen Sie ihn nicht außer sich, suchen Sie ihn in sich, dann kommen Sie nicht erst in den Himmel, wenn Sie einst sterben, sondern Sie bleiben gleich darin!“

„Mein bestes Fräulein!“ bat Heinrich, „gestatten Sie mir einstweilen ab und zu eine kurze Einkehr in den Ihren, bis Sie mich gelehrt haben werden, in mir selbst einen Himmel zu schaffen. Wollen Sie?“

„O gewiß, mit tausend Freuden! Es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie ohne jede Nebenabsicht für einige Stunden mit einer so alten Person, wie ich, vorlieb nehmen wollen, und ich versichere Sie, daß Sie für diese gute Absicht belohnt werden sollen; verlassen Sie sich darauf!“

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte Heinrich, „verlange jedoch gar keinen andern Lohn, als den Ihres Wohlwollens und Ihres Rathes in so Manchem, was mein Herz drückt.“

„Wissen Sie was,“ — Veronika streifte mit einem flüchtigen Blick die große Uhr, „kommen Sie morgen

Abend zum Thee. Ich sehe dann einige meiner Auserlesenen bei mir und bin begierig, wie sie Ihnen gefallen werden. Eines kann ich Sie im Voraus mit Bestimmtheit versichern, Sie finden bei mir nur gute Menschen. Alt und unabhängig, wie ich bin, brauche ich nur Diejenigen zu sehen, die ich lieb habe, und an meinem einfachen Wesen finden auch nur Solche Geschmack, die einen kindlich anspruchlosen Zug im Gemüth bewahrt haben, den man jetzt leider so selten mehr findet."

„Wer sollte so gefühllos sein, daß er an Ihrem Wesen keinen Geschmack fände!" sagte Heinrich.

„Wer? ach leider Viele. Glauben Sie mir, unsere Jugend ist jetzt recht alt. Wenn ich denke, wie das zu meiner Zeit war. Da ist ja keine Illusion, keine Begeisterung mehr. Ich habe oft junge Leute gesprochen, die mir so alt vorkamen, daß ich mich mit völliger Beschämung fragte: Ja, mein Gott, bin ich denn noch so kindlich oder schon so kindisch, daß diese Jugend so viel klüger und gesetzter ist? und das wäre nicht das Schlimmste, ich habe aber immer gesehen, daß ich kindische oder kindliche Greisin viel glücklicher bin in meinem bescheidenen Dasein, als alle diese hoffnungs-

vollen jungen Leute, denen noch das Leben rosig entgegenlacht, und das thut mir leid."

„Sie kann die Burgfee erzogen haben!" dachte Heinrich und faßte endlich den Entschluß, sie zu fragen; aber ohne sich unterbrechen zu lassen, fuhr Veronika mit der Redseligkeit des Alters fort: „Ich weiß, man nennt mich die „Sensitive," weil ich mir ein lebendiges Gefühl und eine leichtquellende Thräne bewahrt habe, dennoch aber glaube ich, daß man mich nicht verspottet, weil man weiß, daß ich keine sentimentale Comödie spiele, daß ich froh bin mit den Fröhlichen und mit aufrichtigem Interesse auch den zeitgemäßen Bestrebungen folge, wenn sie mir gleich nicht zusagen. Für mich sind die Stimmen, die aus dem Gefühl und für dasselbe sprechen, die allein wahren; darum muß ich bekennen, daß ich sie der modernen, wenn auch noch so pikanten Geistesspeculation vorziehe und so lange mit Andacht auf sie höre, bis sich mir die Räthsel des Daseins einst im Tode lösen werden." —

Sie streifte mit einem zweiten Blick die Uhr und bat Heinrich verlegen um Entschuldigung, daß sie ihm so viel vorgeschwatzt.

Heinrich konnte nicht anders als sich verabschieden und mußte die ersehnte Gewißheit auf morgen ver-

schieben, er verneigte sich so tief und so oft, als möglich, und verließ so langsam als möglich das Zimmer Das Thürschloß klebte in seiner Hand als wäre es verzaubert, er war so zerstreut, daß er lange im Vorzimmer überlegen mußte, welches der Ausgang sei, er wußte gar nicht, was er that und sollte. Dazwischen drängten sich bittere Betrachtungen über seine schnelle Verabschiedung, über seine eigene unbegreifliche Befangenheit, die ihm die harmlose Frage immer mehr im Munde habe anschwellen lassen, je länger er sie zurückgehalten, bis er sie zuletzt gar nicht mehr herausbrachte, über die Redseligkeit der Alten, die ihn nicht hatte zu Worte kommen lassen — kurz, erst das Schlagen einer großen Kukuksuhr, die ihn auch noch zu verhöhnen schien, brachte ihn darüber ins Reine, daß er doch entlich fort müsse. Mit einem hoffnungslosen Blick auf die verschiedenen Thüren ging er und mußte im Wagen über sich lächeln. H e i n r i c h verspottete H e n r i und H e n r i verspottete H e i n r i c h. Es überkam ihn eine Art von Freude über etwas, das er sich selbst nicht klar zu machen wußte.

X.

Fortschritte.

Am andern Tage wogte und lärmte es früh im Sitzungssaal. Der Zudrang war so heftig, daß durch Polizei schon vor dem Gebäude Ordnung erhalten werden mußte. Endlich wurde alles still, denn die Richter traten ein. Ottmar, das Auge starr auf die Gallerie gerichtet, war schöner als je. Die schroffe Haltung schien heute gemildert, die schlanke Gestalt elastischer, das scharfe strenge Profil jugendlich weicher, und den feingeschnittenen Mund umspielte ein unwiderstehliches Lächeln. Sein dunkles Haar war zurückgestrichen und auf seiner edlen Stirne schien der volle Friede eines guten Bewußtseins zu ruhen.

Einen wunderbar freundlichen Blick heftete er beständig auf dieselbe Stelle. — Alles folgte endlich gespannt seiner Richtung — aber zum großen Erstaunen

gewahrte man Niemanden, als das alte Fräulein von Albin mit mehreren bejahrten Damen und Herren.

„Was hat er nur mit Der?“ fragte Einer den Andern.

Die Verhandlung hatte nur kurze Zeit gedauert. Der alte Anton war eingetroffen und bestätigte wahrheitsgetreu die Aussagen seines Herrn. Der Gerichtshof zog sich zur Berathung des Urtheils zurück. Eine erwartungsvolle Stille begrüßte sein Wiedererscheinen. Aller Augen waren auf Albert gerichtet, der mit fieberhafter Spannung der Verkündigung des Urtheils lauschte.

Es lautete auf Schuldig des Versuchs der Tödtung im Affect und dreijährige Einzelhaft, verfügte aber, da der Angeklagte bereits eine längere und höhere Strafe erstanden hatte, seine augenblickliche Freilassung.

Albert war wie betäubt und schien nichts zu begreifen.

„Du bist frei, Albert!“ rief ihn Heinrich an. Doch wie ein Nachtwandler, den man aus einem schweren Traume weckt, sank Albert mit einem tiefen Athemzug bewußtlos dem Nächststehenden in die Arme. Bald jedoch schlug er die Augen auf und stürzte vor Heinrich nieder mit den Worten: „Vergeben Sie mir!“

„Wir haben uns Beide ja schon längst vergeben,“ erwiderte Heinrich, und hob ihn freundlich auf.

Der Präsident trat zu ihm hin und sagte: „Erlauben Sie mir, Herr von Ottmar, Ihnen im Namen des ganzen Gerichtshofes zu danken, daß Sie uns Gelegenheit gaben, ein unverdientes Urtheil zurück zu nehmen und uns die schwere Pflicht des Verdammens in die Freude, freizusprechen, umwandelten; gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich Ihnen ein aufrichtiger Freund geworden bin.“

Heinrich verabschiedete sich herzlich von dem würdigen Mann, dem die Achtung für ihn aus den Augen leuchtete. Als er aber vor das Gerichtsgebäude hinaustrat, um in seinen Wagen zu steigen, hatte sich die Menge hier versammelt, und wie aus einem Munde rauschte ihm zum erstenmale in seinem Leben ein lauter Zuruf des allgemeinen Beifalls entgegen. Heinrich fühlte jeden Nerv angenehm erzittern unter diesen ungewohnten Klängen, und während er grüßend den Hut lüftete, hauchte er freudig ergriffen vor sich hin: „Burgfee, das danke ich Dir!“

Er hatte eine Comödie spielen gewollt, aber der Ernst der Sache hatte ihn ergriffen und ihm die Comödie zur Wahrheit gemacht.

Das erkannte er mit wunderbar gehobener Brust, und wenn die Freude, die er empfand, auch mehr dem Erfolg, als der That galt, so war doch diese Freude eine so reine, diese Eitelkeit eine so erlaubte, daß er sie selbst kaum zu unterscheiden vermochte von den Regungen des befriedigten uneigennützigen Gewissens.

Genug, er hatte ein edles Werk gethan, fühlte sich dadurch beglückt und faßte den Entschluß, jede Gelegenheit zu benützen, um sich dies Vergnügen wieder zu bereiten. Natürlich dachte er aber nur an solche Gelegenheiten, die ihm eine ähnliche vielseitige Anerkennung sichern würden; er dachte nicht an die Unglücklichen, denen er helfen wolle, sondern an den Dank, den er von ihnen und dem Publikum einerndten werde. Dies war bei seinem gemüthlosen Egoismus nicht anders möglich, dennoch war es bereits ein großer Fortschritt zum Bessern. —

Es gibt Naturen, welche, durch die Liebe zum Beifall angespornt, das Gute zuerst nur aus Eitelkeit thun; allein je öfter es geschieht, desto mehr gewöhnen sie sich daran und thun es endlich, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, aus Gewohnheit; insofern aber jede Gewohnheit nach und nach Bedürfniß wird, wird

es auch diese. Zuletzt also üben sie das Gute aus innerem Bedürfniß.

Ottmar war ein solcher Mensch. Bei all seinen großen Fehlern und Verirrungen war ja der Gegensatz zwischen Gut und Böse nicht die Streitfrage seiner Natur, sondern der zwischen Geist und Herz. Daß Geist und Herz statt einer Vereinigung einen Gegensatz in ihm bildeten, das war die Ursache alles Zwiespalts, in den Heinrich wie Henri mit Gut und Böse gerathen war. Alle Vergehen Heinrichs wurzelten nur in dem Egoismus des unempfindlichen Geistes, wie alle die Henri's nur in dem Egoismus der ungeistigen Empfindung. Konnte durch irgend einen großen Einfluß eine Annäherung der beiden Extreme in ihm bewirkt werden, so war er der edelste, liebenswertheste Mensch. Die Welt hat daher nicht so unrecht, wenn sie sich gern von dem idealen Nimbus blenden läßt, den solche Leute um sich zu verbreiten wissen, denn es liegt demselben immer ein Instinct des Guten zu Grunde, durch den sie das, was sie scheinen, auch wirklich noch werden können. —

Da fehlen denn auch schöne feinfühlende Seelen nicht, die solche Menschen verstehen und ihnen auf den rechten Weg verhelfen wollen. Inwieweit ihnen

das gelingt, hängt natürlich von ihrer eigenen Befähigung ab. —

Eine dieser Seelen war Ottilie, aber Ottmar wußte, daß ihm die Burgfee mehr, unendlich viel mehr sein würde, wenn es ihm gelänge, sich ihr zu nähern. Was ihm an der abblühenden, duldenden Ottilie keinen tieferen Eindruck machte, weil es sich in zu sentimentaler, seinem Wesen zu wenig verwandter Form zeigte, das entzündete ihn an der thatkräftigen, lebensprühenden Burgfee. Ottilie war ihm ein fernes verklärtes Ideal; ihre Entsagung, ihre Aufopferungsfähigkeit dünkte ihm übermenschlich und nur in dem Nachlaß einer, sich vom Irdischen losringenden Natur begründet; es fiel ihm nie ein, ihr irgendwie nachzuahmen, so sehr er sie bewunderte. Die Burgfee vertrat auch jene Ideale Ottilien's, war ihm jedoch in allen Elementen verwandt, dieser also konnte er nachahmen. Er hatte die Erstere unter ihren Ideen leiden gesehen, das hatte ihn davon abgeschreckt; die Letztere sah er aber glücklich, das zog ihn an. Mit einem Wort, die Prinzessin hatte ihm die Theorie gegeben, die Burgfee gab ihm die Praxis.

Ottilien verdankte er nichts, als eine unfruchtbare Selbsterkenntniß; dem Eindruck, welchen das fremde

Mädchen in ihm hinterlassen, verdankte er bereits diese erste glückliche Stunde, und alle seine Hoffnungen knüpften sich jetzt an diese großartige weibliche Erscheinung. —

Albert, den er mit sich nach Hause nahm, da derselbe keinen Freund in der ihm fremd gewordenen Stadt hatte, sollte ihm Aufklärungen über sie geben, konnte aber nichts berichten, als daß sie am Morgen vor der Gerichtssitzung ganz früh bei ihm war und Abschied von ihm nahm, da sie überzeugt war, er werde freigesprochen. Sie habe ihm einige Louisd'ors für das Nöthigste gegeben und ihn gebeten, er solle ihr jeden Sonntag einen Brief mit Nachrichten über sich poste restante unter Chiffre B. schreiben. Alle halbe Stunde mußte er die einfache Geschichte Heinrich wiederholen. So verging der Nachmittag und Ottmar kleidete sich an, denn die erwartete Theestunde war da. „Wird sie dort sein — wird sie nicht" — war die Achse, um die sich alle seine Gedanken drehten. — — — —

In dem Salon des Fräuleins von Albin war eine muntere Gesellschaft versammelt und unterhielt sich angelegentlichst über Ottmar. —

Veronika war heute unendlich heiter. Sie trug ein enges hellgelbes Atlaskleid, reich mit uralten Spitzen

besetzt, halb abgeschnittene lederne Handschuhe und eine Haube mit hellgelbem Band. Wenn sie saß, konnte man sie kaum von ihrem gleichfarbigen Sopha unterscheiden, und wenn sie ging, glich sie einem schrägen Lichtstreif, der durch ein altes Kirchenfenster fällt.

„Nun thut mir aber die Liebe und hört von dem Ottmar auf," sagte sie unruhig, „könnt Ihr denn nichts anderes reden?"

„Ach, wovon soll man denn reden, das interessanter ist?" murmelten die jungen Mädchen.

Veronika schickte diese in einen Nebensaal, und die Damen und Herren plauderten in einem großen Kreis.

Da gingen die Flügelthüren weit auf und herein trat mit seiner siegreichen Haltung der Vielbesprochene. Ein freudiges Gemurmel durchlief die überraschte Gesellschaft.

Nur die Mädchen im Nebenzimmer bemerkten noch nichts.

Veronika empfing ihren Gast mit dem ganzen Stolz, mit welchem man eine prächtige Ueberraschung, die man seinen Gästen vorbereitet hat, glücklich in Scene gehen sieht. Nach den ersten Vorstellungen und Begrüßungen ließ Heinrich sein Auge in dem Zimmer umherschweifen, — sie war nicht da.

„Stellen Sie mich nun auch Ihrer Jugend vor,“ bat er endlich Veronika.

Diese führte ihn triumphirend in den „zweiten Saal“, unbemerkt stand er eine Weile unter der Thür und musterte den Kreis.

Die Mädchen spielten „nach dem Tanz errathen.“ Eine von ihnen mußte sich in die Mitte des Kreises stellen, mit verbundenen Augen mit einem Herrn tanzen und den Tänzer am Tanz errathen. Soeben stand ein Mädchen in dem Kreis, dessen wundervolle Gestalt Henri in Staunen setzte.

Sie trug ein duftiges weißes Kleid, durchwirkt mit rothen Blüthen, das reiche krause Haar war von dicken Flechten zurückgehalten und ein Zweig dunkelrother Blüthen fiel auf den schönen Nacken herab.

Henri hätte gar zu gern das von dem breiten Tuch verhüllte Gesicht gesehen. Ein Herr sollte ihr zugeführt werden. Da nahm ihn Veronika an der Hand, winkte der Gesellschaft zu schweigen und führte ihn zu dem blinden Mädchen. Henri schlang den Arm um sie, und in raschem Wirbel flogen sie dahin. Entzückt über die edle Lebhaftigkeit und Grazie ihres Tanzes, zog er die weiche biegsame Gestalt fester an sich, ihr Athem streifte ihn, sein Hauch berührte leise

ihre Stirne. Das kleine Fleckchen, welches die Binde freiließ, färbte sich roth bis unter die Locken. Es wob sich ein magnetisches Band zwischen ihnen. Sie blieb stehen und machte sich los.

„Nun, wer ist es?" rief Veronika.

„Ich weiß es nicht," sagte athemlos das Mädchen, „von den früher anwesenden Herren ist es keiner."

Henri stand wie gebannt; diese tiefe, weiche Stimme sollte er kennen, er löste ihr selbst die Binde — „Burgfee" — hauchte er, als ihn zwei große dunkle Augen wie im Traume anstarrten.

Sie war so erschrocken, daß sie erbleichte und wankte. Henri stützte sie und alles eilte herbei. „O es ist nichts," sagte sie, „das Tanzen mit verbundenen Augen machte mir Schwindel." Dann dankte sie Henri mit einer leichten Verbeugung, bat, man möge sie aus dem Spiel entlassen, bis sie wieder Athem geschöpft hätte, und ging in ein anstoßendes Zimmer, wo es kühl und still war. —

Henri ersuchte Veronika, ihn dem reizenden Mädchen vorzustellen. „Gewiß," sagte sie, „auf diesen Augenblick habe ich mich am meisten gefreut!"

Sie fanden die Burgfee im Theezimmer, an's offene Fenster gelehnt. Sie sah gedankenvoll hinaus

und fühlte es nicht, daß der kalte Nachtwind über ihre weißen Schultern wehte.

„Cornelia,“ rief Veronika, „Du wirst Dich erkälten. Wie kann man so unvorsichtig sein!“ Das Mädchen schloß das Fenster und wendete sich den Eintretenden zu.

„Herr von Ottmar,“ sagte Veronika vorstellend. „Dies ist das Kind meiner verstorbenen Pflegetochter — also eigentlich mein Pflege-Enkelchen, Fräulein Cornelia Erwing. Mein Einziges, Liebstes, was ich noch habe auf der Welt!“

Beide verbeugten sich stumm.

„Siehst Du, mein Kind,“ sagte die Alte glückselig, „das ist nun die Ueberraschung, von der ich Dir seit gestern gesprochen habe.“

„Sie kam allerdings sehr unerwartet!“ erwiderte das Mädchen.

„Lassen Sie mich hoffen, mein Fräulein, daß sie wenigstens nicht unerwünscht kam!“

„O nein“ — lächelte Veronika, als Cornelia schwieg. „Sie können überzeugt sein, daß sie zu Ihren größten Verehrerinnen gehört, aber sie ist ein kleines Starrköpfchen und sagt Niemandem gern etwas Schmeichelhaftes.“ — Ein ernster bittender Blick der

Burgfee brachte ihr überströmendes Wohlwollen zum Schweigen.

„Mein Fräulein,“ sagte Henri fest, „Sie haben sich mir in so auffallender Weise seither entzogen, daß Sie mir nicht verargen werden, wenn ich Sie jetzt um ein paar erklärende Worte bitte. Sie werden dem Manne, der sich des Wohlwollens Ihrer verehrten Pflegerin erfreut, diese Genugthuung nicht verweigern.“

„Erlaubst Du es, Liebe?“ fragte Cornelia.

„Was sollte ich Dir nicht erlauben, mein braves Kind,“ antwortete Veronika, „sprecht nur, ich störe Euch nicht, denn ich muß wieder zu meinen Gästen.“

Die Beiden standen sich allein gegenüber.

Nun erhob sich ein heftiger Streit in Ottmar, welche seiner beiden Individualitäten diese Scene durchführen solle.

Henri drängte es unwiderstehlich zu dem Sopha, auf welchem sich das herrliche Geschöpf niederließ, und Heinrich wollte keine der köstlichen Minuten verlieren, die er schon seit Wochen herbeigesehnt hatte. So hartnäckig hatten noch nie beide Theile mit einander gekämpft. Henri wich endlich zurück, damit ihm Heinrich bei dem hochgeistigen Mädchen, so zu sagen,

Credit verschaffe. Heinrich nahm auf einem Fauteuil neben dem Sopha Platz und hatte Mühe, sich von dem Aufruhr Henri's gegen ihn zu sammeln.

„Endlich also habe ich Sie gefunden, wunderbares, starrsinniges Wesen," begann er. „Sprechen Sie, warum haben Sie es mir so schwer gemacht?"

„Ich würde es Ihnen sagen, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu beleidigen."

„Sie können mich nicht beleidigen, denn ich habe mir vorgenommen, bei Ihnen zu lernen, wie ich anders werden kann, als ich bin — da muß also natürlich bei meinen Fehlern begonnen werden!"

„Nun denn" — sagte sie fest. „Es war hier seit mehreren Jahren die Rede von einem Herrn von Ottmar, dessen schnelle Carrière in einem ihm fremden Lande Alles in Staunen setzte. Man war entzückt von seinen Fähigkeiten, aber man haßte ihn um des Gebrauchs willen, den er davon machte. Man fürchtete ihn als das eifrigste Werkzeug des absolutistischen Systems unserer Regierung. Man bewunderte seine persönlichen Eigenschaften, aber man tadelte auch die Gewissenlosigkeit, mit welcher er sie den Frauen gegenüber ausbeutete. Ich hatte diesen Herrn nie zu

sehen gewünscht, denn ich empfand nach Allem, was ich von ihm hörte, eine tiefe Abneigung gegen ihn. — Da plötzlich tritt mir im Gefängniß ein Mann gegenüber, dessen Wesen und Sprache mich in tiefster Seele sympathisch berührt. Ich gebe mich diesem Eindruck, wie allem Schönen und Guten, ganz unbefangen hin — und erfahre — daß dieser Mann mit der hohen edlen Stirne, mit dem ernsten ausdrucksvollen Blick — jener berüchtigte Ottmar ist. Ich erfahre es in einem Moment, wo er selbst freiwillig, aus bloßem Uebermuth, eines jener ihm oft vorgeworfenen Vergehen bekennt. — Das that mir weh, um so mehr, als ich auf den ersten Blick etwas Seltenes, Ideales in Ihnen gefunden zu haben glaubte. — Ich hatte nun das Gleichgewicht, welches mir sonst den Umgang mit Männern erleichterte, Ihnen gegenüber verloren. Ich war enttäuscht, verlegen, zweifelhaft geworden. Ich schwankte zwischen meiner vorgefaßten Meinung und dem Eindruck Ihrer Persönlichkeit. Die erstere hatte ihren sicheren Grund, den letzteren hielt ich für trügerisch, daher vermied ich Sie so ängstlich. Ich wollte mich nicht durch Ihr Wesen bestechen lassen, das zu entschuldigen, zu vergessen, was ich mit meiner besseren Einsicht verdammen mußte.“ —

„Und jener Schritt zum Guten, den Sie mich nachher thun sahen?“ fragte Heinrich.

„Er erhöhte meine Sympathie für Sie und steigerte meine Zweifel. — Eine innere Kraft trieb mich, wenn Sie angegriffen wurden, Sie zu vertheidigen, und dennoch glaubte ich mir selbst nicht, was ich sprach. Daher kommt es, daß meine Pflegemutter mich für Ihre Verehrerin hält und mir mit Ihrer Einladung eine Freude zu machen glaubte; dennoch billige ich einen solchen Schritt durchaus nicht. Sie sind der gefeierte Held des Tages, alles drängt sich an Sie heran; es ist mir bitter, denken zu müssen, daß Sie uns einer Zudringlichkeit beschuldigen könnten.“

„Mein Fräulein,“ sagte Heinrich, „ich verstehe Sie — aber Sie scheinen im Irrthum zu sein. Fräulein von Albin war wohl veranlaßt, mich einzuladen, denn ich habe ihr gestern einen Besuch gemacht.“

„Wie, das thaten Sie?“ rief Cornelia und ein heller Strahl flog über ihr Gesicht.

„Wußten Sie das nicht?“

„Nein! Vermuthlich verschwieg es mir Veronika, um mich zu überraschen. Sie will ja nichts als erfreuen und ihr naives Gemüth wählt hiezu alle

erdenklichen Mittel. Wie kommen Sie aber nur in dies schlichte Haus?"

„Weil ich Sie suchte!" —

„Und wozu?"

„Weil ich abergläubisch genug bin, in unserer Begegnung einen Wink des Schicksals zu sehen und den unwiderstehlichen Drang hatte, diesem Wink zu folgen; weil ich von Ihnen alles Heil erwarte, dessen ich noch theilhaftig werden kann — weil Sie mir — ach lassen Sie mich es einfach aussprechen — ganz unendlich gefallen!"

„Das werden Sie schon Mancher gesagt haben!" erwiderte Cornelia kalt.

Heinrich schaute ihr ernst und unbefangen in's Auge: „Gewiß habe ich das! Warum sollte ich nicht? Ich sagte ja nicht, daß Sie allein mir gefallen."

Cornelia erröthete. „Das ist denn doch wenigstens aufrichtig."

„Wie wir es stets gegen einander sein wollen!" sprach Heinrich fest. „Sie haben mich in Ihrer jugendlich vorschnellen Meinung auf den Standpunkt eines Missethäters gestellt, ich werde mich von demselben aus nicht rechtfertigen, sondern Ihnen die Möglichkeit geben, dies selbst zu thun. Meine Fehler zu

läugnen, würde Ihnen gegenüber wenig helfen, — aber ich werde Sie lehren, dieselben zu verstehen. Vor allen Dingen lassen Sie uns klar sein über das Verhältniß, in welches wir zu einander treten wollen, Sie werden mir dann mehr vertrauen. Ich sehe an Ihrer letzten Aeußerung, daß Sie mich für einen ganz gewöhnlichen Courmacher halten. Sie irren sich, mein Fräulein; ich liebe Sie nicht, und verlange kein derartiges Gefühl von Ihnen. Fürchten Sie nicht, zärtliche Erklärungen von mir hören zu müssen. Ich würde es nie wagen, Ihnen ein Herz anzubieten, von dem Sie wissen, daß es schon so oft geliebt hat! — Aber ich biete Ihnen ein Gefühl, das bisher noch rein und unentweiht in meiner Seele schlummerte, ich biete Ihnen die tiefste, innigste Freundschaft! — Wollen Sie jedoch auch diese weder annehmen, noch erwiedern, — so verlange ich von Ihnen einen Theil jener Menschenliebe, deren Missionärin Sie sind — ich verlange und fordere von Ihnen jenes Christenthum, das Allen die gleiche Segnung gewährt und Keinen ausschließt, der wahrhaft darnach verlangt!"

Cornelia schwieg und sah vor sich nieder.

„Sie schweigen! Sie wissen mir keine Antwort! Burgfee, Burgfee! muß ich Sie an Ihre eigene Mis-

sion erinnern?! O Mädchen, lassen Sie mich nicht irre an Ihnen werden; lassen Sie mich nicht denken, daß mir diese Augen, daß mir die mächtigen Athemzüge dieser, von einer großen Idee geschwellten Brust logen, daß Sie kleiner seien, als sie scheinen — es wäre die letzte, die furchtbarste Täuschung meines Lebens!" —

Cornelia betrachtete den glühenden Sprecher mit einem forschenden Blick. Ihr Athem ging schneller, ihre Lippen öffneten sich mehrmals, bis sie das eine Wort fand:

„Wir wollen Freunde sein, Herr von Ottmar!"

Heinrich neigte sich mit einem reizenden Lächeln zu ihr: „Sie verschweigen mir etwas, das Ihnen auf auf der Zunge liegt, mein Fräulein! Wissen Sie, daß Sie mir bei jener ersten Begegnung versprachen, mir gut sein zu wollen, wenn ich gut gegen die Gefangenen sei? Ich habe mein Wort eingelöst, aber Sie?"

„Das Einlösen genügt nicht, Sie müssen es auch ferner halten. Halten Sie Ihr Wort, dann halte ich das meine!"

„Liebe Fee," sagte Heinrich, „lassen Sie diese steife Kälte weg, sie steht Ihnen schlecht und ist mir

gegenüber auch nicht am Platze. Seien Sie das tiefe, warme, Gott und die Menschen liebende Wesen, das ich im Kerker fand, das dem Verbrecher mit dieser reichen Seele seine Strafe in Lohn umwandelt. Seien Sie milde, Sie wissen nicht, wie nöthig Sie diesem, von schlimmeren Ketten belasteten und zerrissenen Herzen sind! Wir sind uns verwandt, Sie werden es einst erkennen. Ich sehe es in dem Auflodern dieser räthselhaften Augen, auch in Ihnen schlummert ein Geheimniß, vor dessen Enthüllung Sie einst selbst zurückschaudern würden, wenn nicht der treue Arm des erfahrenen Freundes Sie dann vor den Schrecken in der eigenen Brust beschützte. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre beiden Hände — so — nun sehen Sie mich lieb an, jetzt glättet sich die stolze Stirn, — ruht er gern auf meinen Zügen, dieser milde gedankenvolle Blick? Sagen Sie mir jetzt nichts, unsere Seelen reden mit einander und vertrauen sich Dinge an, von denen wir Beide nichts wissen. O Liebe, unsere Seelen verstehen sich bereits besser, als wir!"

„Wir sind Eins mit unseren Seelen," hauchte Cornelia, „wenn diese sich verstehen, verstehen auch wir uns; lassen Sie mich Ihnen bekennen, daß ich glaube, Ihnen schweres Unrecht gethan zu haben; ist dies der

Fall, nun so vergeben Sie mir's um dieses Augenblickes willen."

„Es gibt kein Unrecht, Cornelia, das eine einzige Minute wahrer Liebe nicht wieder gut machen könnte!"

Cornelia drückte ihm die Hand mit dem halb ernsten halb freundlichen Lächeln, das Heinrich so sehr an ihr entzückte.

„O, so habe ich Sie denn endlich gefunden," rief er, „liebes, herrliches Kind. Halten Sie treulich mit mir aus, Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben."

Sie stand auf, um wieder nach den Gästen zu sehen. „Nicht wahr, Sie täuschen mich gewiß nicht?" fragte sie halb zweifelnd und halb überzeugt, aber mit einer hinreißenden Innigkeit.

„Burgfee! bedarf es denn noch einer Betheuerung? Prüfen Sie sich nur selbst, und Sie werden sich Ihre Zweifel besser widerlegen, als es mir die eigene Bescheidenheit gestattet!"

„Wissen Sie das so gewiß?" fragte Sie lächelnd, „nun ich denke, Ihre Bescheidenheit drückt Sie eben nicht schwer!"

Ein Blitz des lieblichsten Muthwillens erleuchtete ihr Gesicht, als sie hinweghuschte.

„Du bist gefangen, wilde, tausendfach schillernde

Seele, doch nicht um Dir wehe, nur um mir wohl zu thun, lege ich Dich an diese Kette, deren Gewicht Du nie fühlen sollst," sagte Heinrich. „Du fliegst der Sonne zu, laß sehen, ob Du die Kraft hast, mich mit empor zu ziehen!"

„Laß Dich zur Sonne tragen auf den Schwingen ihres hochstrebenden Geistes," rief Henri, „wenn nur diese reizende Gestalt, die mich entzückt wie keine, auf der Erde bleibt! Führ' Du ihre Seele wohin Du willst und laß mich mit ihrer irdischen Hülle allein. Wir können dann beide glücklich sein, wie noch nie." —

„So lange ich bei ihr sein kann, werde ich meinen Platz behaupten," sagte Heinrich, „und ich denke nicht, daß Du diesmal den Sieg über mich davon tragen wirst!"

„Wirklich? nun laß sehen, wer den Anderen zuerst bemeistert!" sprach die erregte Sinnlichkeit, „willst Du mir jetzt auf einmal feindlich begegnen, nachdem Du mich so lange gewähren ließest?! Was soll denn daraus werden, wenn die Spaltung zwischen uns sich so vergrößert?"

„Was daraus werden soll? fragte Heinrich, „ich weiß es nicht, vermuthlich nichts anderes, als was

immer war, ein Mangel an Frieden, und wenn ich Dich bisher auch gewähren ließ, so geschah es nur, weil ich Deine Freuden nicht theilen konnte, so wenig wie Du die meinen. Hier begegnen wir uns zum ersten Mal in gemeinsamen Wünschen; unser beiderseitiges Interesse fesselt ein und derselbe Gegenstand, aber das eben ist unser Fluch, daß gerade, was uns vereinigen sollte, uns am heftigsten entzweit! Mich reizt ihr schöner Geist so sehr, wie Dich ihr schöner Leib und ich werde Dir nicht eine Stunde freiwillig opfern, die ich im Austausch mit ihr zubringen kann. Deshalb müssen wir kämpfen!"

„Ja, das wollen wir denn!" sagte Henri.

„Herr von Ottmar," rief unter der Thür Veronika, „wollen Sie sich an den Spielen der Jugend betheiligen oder ziehen Sie den Salon vor?"

„Gönnen Sie mir noch eine Zeit lang das Vorrecht, mich zur Jugend zu gesellen," bat er und trat in den Saal, wo Cornelia strahlend von Humor und Muthwillen die Mädchen neckte, die in dichten Gruppen um sie her standen.

„Veronika", rief sie, die Damen waren fleißig, wir machen keine Spiele mehr. Es sind Gedichte und Aufsätze bei einander, die vorgelesen werden sollen. Her-

ein, meine Herren Kritiker, nehmen Sie sich zusammen, wir haben heute einen strengen Richter über uns Alle.

„Wollen Sie Theil nehmen an unserer kleinen Schule, Herr von Ottmar?“

„Ich bin sehr gespannt!“ erwiderte dieser.

„Sie müssen Geduld und Nachsicht mit dieser Art der Unterhaltung haben“, lachte Cornelia, „was sie uns interessant macht, ist die persönliche Freundschaft, die unseren kleinen Kreis zusammenhält, die Sie aber natürlich noch nicht theilen können.“

„Sie müssen nämlich wissen,“ erklärte ihm Veronika leise, „mein herziges Kind hat unter ihren Freundinnen eine Art von Pflanzschule angelegt, in der sie Klarheit des Verstandes und Gefühls, edle Grundsätze und selbständiges Urtheil erziehen will und die Herren stehen ihr darin mit Eifer bei, sie sind ja sämmtlich mehr oder weniger in sie verliebt. Cornelia gibt den Mädchen alle acht Tage ein Thema abwechselnd zur prosaischen oder poetischen Bearbeitung oder ein Werk zur kritischen Beleuchtung. Wer durch Stimmenmehrheit am höchsten belobt wird, bekommt den Preis, ein Bild von einem der anwesenden Maler, oder die Dedication eines Liedes von einem unserer Musiker. Die jungen Dichter beurtheilen die Aufsätze und lesen ihre

eigenen Erzeugnisse vor. Schließlich sprechen die älteren Herren ihr Ultimatum darüber. Sie werden wohl heute auch zu dieser letzten und höchsten Instanz gehören, wenn Sie auch Ihr Alter weniger dazu berechtigt, als Ihr Geist."

„Das ist eine reizende Idee," sagte Heinrich, „die Ihnen Beiden ganz entspricht. Sie geben so der Geselligkeit eine geistige Würze, die sie meistens entbehrt. Haben Sie denn einige Dichter in Ihrem Kreis?"

„O gewiß," antwortete Veronika," kennen Sie unsere jungen Berühmtheiten nicht? Sehen Sie, Jener dort drüben ist der gefühlvolle Lyriker D., ein zarter, ahnungsvoller Geist. Der gedrungene breitschulterige Mann ist der kühne Vaterlandssänger B., und dieser bleiche Aristokrat mit dem vorgebeugten Kopf der berühmte Romanschriftsteller H. Der blonde Bärtige dort ist der Dichter T., ein großes Talent. Sie haben gewiß von der begeisterten Aufnahme seiner ersten Tragödie gehört. Ich fürchte nur, sein Geist schießt zu rasch auf. Er wird früher oder später an diesem schnellen Wachsthume kränkeln und das ist schade. Es ist ein herrliches Material in ihm, das durch die Treibhauszucht unserer Zeit zu schnell in die Höhe getrieben wurde, um einen gesunden, breiten

Stamm ansetzen zu können, aus dem sich die productive Kraft stets neu ersetzt. Der Mensch ist vierundzwanzig Jahre alt, und sein Werk bereits viel gediegener, als Schiller's erste Anfänge waren; dabei leistet er in seiner Fachwissenschaft Außerordentliches und ist ein edler, liebenswürdiger Mann. Sehen Sie, das sind die armen Opfer unserer auf's Höchste emporgeschraubten Zeit!"

„Sie haben Recht," erwiederte Heinrich, „ich kenne das Werk des jungen T. und finde es, wie Sie, bereits unnatürlich reif für sein Alter. Schiller und Göthe selbst haben sich erst nach und nach zu dem Standpunkt emporgerungen, der als der höchste anerkannt ist. Unsere jungen Leute aber werden gleich auf diesem Standpunkt geboren und fangen da an, wo Jene aufhörten. Es ist begreiflich, daß sie nicht stehen bleiben wollen, wo sie beginnen, sondern noch weiter streben und die Kräfte ihres jugendlichen Geistes weit mehr anspannen, als Lessing, Göthe und Schiller es thaten, da sie sich allmälig über die untergeordneteren Leistungen und Ansprüche ihrer Zeit erhoben."

„Sehen Sie, das ist, was ich immer sage," rief Veronika, „es geht dies durch alle Kreise der Gesellschaft. Unsere Jugend hat keine Naivetät mehr und

ich halte diese für die Glasglocke, unter welcher die junge Pflanze der Seele gedeihen soll mit all' ihren Fehlern und Auswüchsen, bis sie stark genug ist, um den Stürmen des Lebens und der Scheere der Negation ohne Einbuße zu stehen. Ohne Naivetät keine Illusion und ohne Illusion keine Jugend! Sie finden hier vielleicht noch einen Kreis, der meiner Anforderung in dieser Hinsicht entspricht. Allerdings sind nur wenige Dichter von Bedeutung darunter, mich jedoch entschädigen diese für alle jene berühmten, scharfen, zersetzenden Geister, welche uns die duftige Rose zerpflücken, um den Fehler zu finden, den ihr Kelch allenfalls bergen könnte und uns den gereinigten, aber leeren Dornenzweig zurückgeben. Sie sehen, ich bin nicht umsonst die Sensitive genannt."

„Ja, ja," sagte Heinrich mit wohlwollendem Lächeln, „bei Ihnen muß man lernen, wie man jung bleiben kann!"

Mittlerweile war ein Lesetischchen in die Mitte des Saales gestellt worden. Mit vor Verlegenheit glühenden Wangen und einem verstohlenen Blick auf Ottmar setzte sich ein junges Mädchen dahin und las aus einem geschriebenen Heft einen Aufsatz vor, der die Berechtigung der Sympathie gegenüber dem urtheilenden Ver-

stand zum Thema und Titel hatte. — Der Aufsatz war einfach, aber fehlerfrei stylisirt und einige Ideen waren nicht ohne Geist. Er zeugte von gründlicherer Bildung, als man sie sonst bei jungen Mädchen findet. Heinrich fühlte den Einfluß Corneliens heraus. Er hielt unverwandt das Auge auf sie gerichtet; sie stand hinter dem Stuhl der Leserin und blickte oft sinnend zu ihm hinüber. Es war klar, daß sie dieses Thema nur im Gedanken an ihn aufgegeben hatte.

Die folgenden Aufsätze, welche nach der Reihe die Mädchen vorlasen, behandelten alle denselben Stoff mit mehr oder minder Talent. — Drei Gedichte waren dabei, welche ihn poetisch wiedergaben.

Heinrich erkannte mit steigender Bewunderung die Thätigkeit der Burgfee, die mit ihrem starken ernsten Willen auch unter dem Gewand des Scherzes Gutes stiftete und dem Zwecklosesten einen Nutzen gab.

Die Vorlesung war vorüber und die Herren übten nun bald ernst, bald scherzend strenge Kritik. Jeder suchte sich diejenige Dame aus, deren Aufsatz ihn am meisten beschäftigte, besprach und widerlegte die einzelnen Punkte; — die Verfasserinnen mußten sich vertheidigen und so wurde lange hin und her gestritten,

bis Cornelia, die bisher von dem Kreis eingeschlossen war, plötzlich aufsprang und rief: „Sagt mir gegen die Sympathie, was Ihr wollt, sie ist das einzig wahre Orakel in uns! Wenn unser Verstand uns Allen, wie wir hier sind, noch so sehr anbeföhle, zusammen zu halten, wären wir nicht schon nach allen Himmelsgegenden auseinandergeflogen, wenn die Sympathie nicht wäre? und wenn der Verstand uns einen Menschen noch so schlimm erscheinen läßt und die Sympathie zieht uns zu ihm hin — so folgen wir ihr und überzeugen uns oft genug, daß der Verstand, der sich nur an trügerische Thatsachen hält, uns belog. Der Verstand entzweit und trennt, die Sympathie versöhnt. Der Verstand berechnet, die Sympathie offenbart und was am Ende noch die Hauptsache ist: der Verstand beglückt nicht, — wohl aber die Sympathie!“

„Cornelia“, rief der Dichter T., „so habe ich Sie ja noch nie reden gehört! Wo ist denn Ihre Logik, Ihre Klarheit hingekommen, mit der Sie den jungen Damen den Leitfaden zu ihren Aufsätzen über dieses Thema gaben?!“

„Wenn wir dieses Feuer auf uns beziehen dürften, wären wir sehr entzückt darüber, mein lieber T...,

aber ich fürchte, es ist wieder eine ihrer Launen" — sagte der Romanschreiber H.

Der sanfte Lyriker D. flüsterte leise: „Cornelia, ich weiß, was Sie sagen wollen, aber ich verstehe Sie nicht mehr!"

„Ich verstehe Sie," klang plötzlich eine Stimme an ihrem Ohr, die alle Saiten in ihr ertönen ließ — „ich danke Ihnen, Burgfee!" Sie drehte leicht den Kopf nach Heinrich um und blickte zu ihm auf. Sie war hinreißend schön in diesem Augenblick. Das edle kühne Profil halb zu ihm gewendet, den schlanken Hals zurückgebogen, wölbte sie lächelnd die üppige Lippe und ein Lichtstrahl ließ die schmalen weißen Zähne darunter erglänzen; die Haare stark emporgekämmt, bildeten ein natürliches Diadem über der denkenden Stirn. Das leichte faltige Gewand, die herabhängenden rothen Blüthen, welche jede ihrer Bewegungen zitternd wiederholten, gaben ihr etwas Phantastisches, Mährchenhaftes, das ihre dunklen Augen noch erhöhten. Diese Augen gehörten zu jenen, von denen die Mythe sagt, daß sie die Kraft hatten, zu versteinern, wen sie mit dem Blicke erfaßten. Die großen leuchtenden Augensterne ließen nur wenig Weiß gewahren; oft gingen sie auf wie zwei Sonnen, wenn die lange Wimper sich hob; und

so milde und wonnig sie auf dem Gegenstand ihrer Betrachtung ruhten, so furchtbar und versengend mußte ihr Ausdruck im Zorne werden können. — Ottmar sah sie mit steigendem Entzücken an. „Ja, ja" sagte er leise, „das ist die Meduse, aus deren Blut Pegasus entsprang."

„Wie wenig kennt sie sich, daß sie mir glaubt, ich könnte sie sehen, ohne sie zu begehren!" dachte Henri und machte einen erneuten Versuch, Heinrich zu verdrängen; doch Heinrich widerstand seinem Angriff mit ungewohnter Kraft. Er spähte in die Tiefe dieser räthselhaften Augen, unwiderstehlich lockten ihn die Geheimnisse, die, ihr selbst unbewußt, darin schlummerten. Wie versteinert versanken Beide in ihr Anschauen. „Cornelia," sagte leise das junge Mädchen, welches den ersten Aufsatz vorgelesen hatte, und eine Thräne netzte ihre Wimper, „man sieht nach Dir!"

Cornelia blickte wie erwachend um sich, schlang ihren Arm um den Hals der Freundin und drückte sie lebhaft an sich. „Ich danke Dir, meine Hedwig!" Dann trat sie in den lärmenden Kreis und rief die Herren zusammen, um den preiswürdigsten Aufsatz auszuwählen.

Die Gesellschaft stimmte ab und die Mehrzahl entschied für den erstgelesenen.

„O das freut mich, liebe Hedwig," sagte Cornelia, holte rasch den Kranz von frischen Blumen, den sie im Voraus für die Siegerin gewunden hatte und setzte ihn ihr auf. Es war herrlich anzusehen, wie die Schönste von Allen das bescheidene Mädchen schmückte und dann triumphirend in die Mitte des Saales führte. Die Herren kamen und brachten den Preis verdeckt auf einem Kissen. Die arme Hedwig, die in ihrer Verlegenheit keineswegs die Miene einer Siegerin hatte, empfing die Gabe aus der Hand des jungen Malers A., der leise flüsterte: „Ich bitte Sie und Euch Alle, es wo möglich dem Originale nicht zu zeigen; ich wußte ja nicht, daß er hier sein würde!" Das Mädchen begriff ihn nicht, hob schnell das Tuch in die Höhe, ließ es aber, als sie die Zeichnung erblickte, vor Schreck wieder auf diese fallen und eine glühende Röthe bedeckte ihr Antlitz.

„Nun, was ist es denn?" fragte Cornelia und zog das Bild hervor; „Ein Studienkopf, Herr von Ottmar, ganz ähnlich!" rief sie, unbekümmert um die Verlegenheit des jungen Malers.

Heinrich trat hinzu und betrachtete verwundert sein gelungenes Portrait.

„Ich muß sehr um Vergebung bitten, Herr Geheimerath, daß ich es wagte, Ihre Züge zu stehlen," stammelte der Künstler. „Ich weiß, daß Sie in diesem Kreis sehr verehrt werden, und konnte nicht umhin, meine Mappe des Bildes zu berauben, um hier damit zu erfreuen — sonst würde dieser kühne Versuch meines Talents gänzlich verborgen geblieben sein!"

Heinrich hörte lächelnd die lange Entschuldigung an und betrachtete mit stillem Vergnügen einen alten Herrn, der in einiger Entfernung die Rede des Malers mit unzähligen Bücklingen begleitete. Der Herr war ein Archivrath Linderer, ein alter Freund Veronika's. Der gute Mann besaß einen so gewaltsamen Höflichkeitstrieb, daß er Niemanden eine Verbeugung machen sehen konnte, ohne sich mechanisch mit zu verneigen, und keine artige Rede hörte, ohne sie im Stillen mitzusprechen.

Heinrich's Lachmuskeln waren in solchem Grade durch diese Erscheinung gereizt, daß er dem schüchternen Künstler kaum einige Worte der Ermunterung sagen konnte. Eben wollte er Veronika aufsuchen, um sie über den komischen Mann auszufragen, da sah er,

wie Cornelia, die das Bild lange still betrachtet hatte, zum Tisch ging und einen Bleistift nahm. Er trat zu ihr hin und blickte über ihre Schulter auf das Bild. Sie warf einen raschen Blick auf ihn, dann wieder auf die Zeichnung. Sie fühlte, daß die Spitzen seines Bartes ihr Haar berührten und schrack leicht zusammen.

„Sehen Sie, lieber A....,“ rief sie, „hier sind nur zwei Striche falsch, wenn diese geändert werden, ist das Bild meisterhaft! Hier über den Augenbrauen sitzt der Scharfsinn. Er ist bei Herrn von Ottmar sehr stark vertreten und Sie haben ihn nicht genug hervorgehoben; ebenso ist der obere Theil seiner Stirn wunderbar ausdrucksvoll — hier — und hier muß ein Schatten her!“

„Sie mögen Recht haben“ — sagte A... — und prüfte Ottmar's Stirn, „machen Sie den Strich!“ — Cornelia warf mit schnellen Zügen den Schatten hin und alle Umstehenden riefen erstaunt: „Ah, das ist's! man sollte meinen, Sie hätten den Kopf studirt!“

Cornelia verglich ruhig das Bild mit dem Original. „Es ist ein herrliches Werk, — wirklich Sie sind getragen worden von Ihrer Aufgabe. Diese Augen, dieser Mund scheinen zu sprechen!“

„Ihr Lob macht mich stolz!“ sagte der junge Mann. „Und mich!“ flüsterte Heinrich kaum hörbar.

„Darf ich bitten, meine Herrschaften, zu Tisch“ — rief Veronika unter der Thür. „Wenn einer der Herren etwas vorzulesen hat, so muß er es gefälligst verschieben bis nach dem Essen. Es ist schon etwas spät!“

„Heinrich wollte soeben Cornelien den Arm bieten, als Veronika ihn aufforderte, sie zu Tisch zu führen. Er unterzog sich geduldig dieser Pflicht und das ungleiche Paar schritt voraus in das Theezimmer, die Anderen folgten.

Cornelia und Hedwig standen einen Augenblick allein. Da warf sich Hedwig an ihre Brust und sagte schnell und leise: „Cornelia, ich schenke Dir das Bild, ich will es nicht!“

„Du willst es nicht?“ fragte diese erstaunt.

„Was soll ich damit? Ich glaube, Du weißt es besser zu schätzen und wirst Dich mehr darüber freuen als ich!“ erwiderte Hedwig.

„Aber Hedwig! Du hast ja so sehr für ihn geschwärmt!“

„Wenn auch! das war ja doch alles nur Scherz — Du aber kennst ihn und schätzest ihn im Ernst, das habe ich heute gesehen, und wenn er das Bild zu

vergeben hätte, so würde er es Keiner geben als Dir; wie könnte ich also etwas nehmen, worauf ich kein Recht habe? Ich bitte Dich, behalte es — es hat keinen Werth für mich!"

„Darf ich es denn wirklich von Dir annehmen?" fragte Cornelia mit leiser Freude — „beraube ich Dich nicht?"

„Mich berauben! Ich danke Dir ja so viel und stehe Deiner Güte gegenüber so arm da, daß es mich reich macht, wenn ich Dir etwas bieten kann, was Dich erfreut. Ich würde Dir noch mehr — noch viel mehr geben, wenn ich über mehr zu verfügen hätte!"

Sie drückte Cornelia voll inniger Liebe an die Brust und die Mädchen hielten sich fest umschlungen, als der Dichter T. sie zu suchen kam und Heinrich hinter ihm unter der Thür erschien.

„Aber um's Himmelswillen, da stehen sie und küssen sich und wir warten so schmerzlich auf sie!" rief T. . .

„Wir bitten sehr um Entschuldigung, daß wir niemanden hatten, der uns zu Tische führte" — lachte Cornelia, „wir haben uns gegenseitig über dieses Unglück trösten wollen!" —

„Wie sind Sie wieder muthwillig! Wir waren so überzeugt, daß Sie von Ihrem glücklichen Herrn von Ottmar zu Tisch geführt würden, daß wir gar nicht nach Ihnen schauten," entschuldigte sich T...

„Diese Ueberzeugung soll Sie denn wenigstens nicht getäuscht haben, mein Herr!" ertönte Heinrich's Stimme.

Er schritt auf Cornelia zu und bot ihr den Arm. T. stand sehr verblüfft und es blieb ihm nichts übrig, als sich an Hedwig zu wenden. Heinrich führte Cornelia zu ihrem Platze und begab sich wieder zu Veronika. Cornelia saß ihm gegenüber, rechts und links um ihn die schönsten und gescheidtesten Mädchen des ganzen Kreises. Viele Mütter und Väter sahen mit leisen Hoffnungen nach ihnen hin. Derjenigen nur, die noch gar nichts wünschte und hoffte, fiel alles in den Schooß. Cornelia allein gehörte Heinrich's ganzes Interesse. —

„Sie sehen, lieber Herr von Ottmar" — begann Veronika, „ich habe gesucht, Sie dafür zu entschädigen, daß Sie mich alte Person zu Tische führen mußten. Meine beste Jugend umgiebt Sie!"

„Sie würden mich viel glücklicher machen, wenn Sie mir gestatteten, ganz allein mit Ihnen und Ihrer

Pflegetochter meine Abende zuzubringen; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie Beide allen andern, wenn auch noch so liebenswerthen Damen vorziehe!“ flüsterte er.

„O das soll Ihnen werden,“ rief Veronika vergnügt, „kommen Sie, so oft Sie wollen. Sie werden uns ein lieber Gast sein.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Heinrich.

Cornelia hatte sich einstweilen nach der entgegengesetzten Seite mit dem alten höflichkeitssüchtigen Herrn unterhalten und Heinrich fragte sie nun, wer der drollige Mann sei?

Mit frischem Humor schilderte sie Heinrich seine Eigenheiten und ahmte leise nach, wie er bei festlichen Gelegenheiten und öffentlichen Reden die Umstehenden oft dadurch störe, daß er halblaut mitspreche und alle Verbeugungen ergänze, die der Sprecher etwa unterließe, wie er stets pflichtschuldigst die letzten Worte von dem wiederhole, was man ihm sage, wie er endlich auch den Hut abziehe, wenn er auf der Straße ein paar Leute sich grüßen sehe — u. s. w.

„Wissen Sie,“ sagte sie schließlich, „ich halte das für ein überströmendes Wohlwollen und Mitgefühl. Es muß ganz dieselbe Empfindung bei ihm sein, welche

die Mama's, die ihren Töchtern eine Artigkeit sagen hören, zwingt, genau dieselben Gesichter, wie diese, zu machen. — Die Mutter denkt sich so lebhaft in die Lage ihres Kindes hinein, daß sie unwillkürlich alle seine Mienen und Bewegungen nachahmt; ja ich habe einmal auf der Bühne gesehen, wie eine Künstlerin, die mit ihrer Tochter zusammen gastirte, in einer gemeinsamen Scene von deren Spiel so hingerissen wurde, daß sie magnetisch die Mimik ihres Lieblings annahm und fast aus ihrer Rolle in die der Tochter fiel. Was ist dies anders, als eine übergroße Theilnahme für das geliebte Wesen?"

Nun ahmte sie mit Meisterschaft die einzelnen Mütter und die tragische Scene der beiden Damen auf der Bühne nach, — so daß ihre Umgebung in Jubel ausbrach. Doch je munterer die Anderen wurden, desto ernster sah sie Heinrich. Sie fragte ihn erstaunt und besorgt, warum es ihnen allen so wenig gelänge, ihn zu erheitern.

„O Sie wissen nicht," sagte er, „wie froh ich bin, — aber ich denke zugleich über etwas nach. Ich sehe Sie eine Vielseitigkeit des Wesens und der Begabung entwickeln, die mich verwirrt. — Wenn ich eine Ihrer wechselnden Erscheinungen endlich mit Ihrer

Totalität in Einklang gebracht habe — so steht, ehe ich mich's versehe, ein neues Bild vor mir da, welches ich dann wieder dem Ganzen einverleiben muß. Sie erhalten mich in einer fortwährenden geistigen Arbeit, und ich komme mir vor, als müßte ich am Meere die einzelnen Wogen zeichnen; kaum daß ich die eine in's Auge gefaßt, wird sie bereits von einer anderen verschlungen und schwindelnd erhebe ich immer auf's Neue den Blick, um das Ganze in mich aufzunehmen, wie es vor mir liegt in seiner unendlichen Majestät." — Er betrachtete sie mit einem so übersinnlichen Ausdruck, daß sie, wie geblendet, vor sich niedersah.

„O was machen Sie aus mir," sagte sie beschämt. „Ich bin ein ganz einfaches Wesen, das heiter nimmt, was heiter, und ernst, was ernst ist. Wenn ich mich in etwas von Andern unterscheide, so ist es darin, daß ich stets natürlich bin. Tausende fühlen wohl eben so lebhaft, wechseln eben so rasch in ihren Stimmungen wie ich, aber man merkt es ihnen nicht an, weil sie sich eine immer gleiche etiquettemäßige Miene, eine bestimmte Form angewöhnt haben. Ich habe solche Menschen schon oft beneidet, denn sie wissen sich weit besser das Gepräge einer fertigen Individualität zu geben, als Naturen, wie die meine, die man bald für

heiter, bald für melancholisch, einmal für gut, ein andermal für böse, oder für nichts von allem, was sie scheinen, hält, denen man bald zuviel und bald zuwenig vertraut und die man doch nie oder nur selten versteht!"

„O Cornelia," rief einer der Gäste, der berühmte Schauspieler N., über den Tisch, „wollen Sie sagen, daß wir Sie nicht verstehen?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" erwiderte Cornelia. „Ich hatte hier vornehmlich Diejenigen im Sinne, denen ich mich als verschieden gegenüber stellte. — Ihr versteht mich, denn Ihr seid mir ähnlich und seid Alle mehr oder minder Künstlernaturen!"

„Meinen Sie damit, daß Künstlernaturen auch so wahr sind, wie Sie?" fragte Heinrich zweifelhaft.

„Gewiß, wenn ich einem Menschen vertraue, so ist es dem Künstler, insbesondere dem darstellenden!"

„Ich wäre begierig, wie Sie mir das begründen wollen!" sagte Heinrich leise. „Der Schauspieler treibt ja die Verstellung als seinen Beruf!"

„O sagen Sie mir das nicht. Sie werden mir zugeben," begann Cornelia, „daß in jedem Menschen, wie zum Guten und Bösen, auch ein Trieb zur Wahrheit und Unwahrheit liegt. Fast bei Allen tritt dieser im Leben mehr oder minder in Wirksamkeit, wie ihre

übrigen guten und schlechten Eigenschaften; sie lügen, sie heucheln im persönlichen und weiteren Verkehr. Nun gibt es aber Ausnahmen, bei denen sich dieser Hang zur Verstellung durch Gott weiß welchen geistig-chemischen Zersetzungsprozeß ausscheidet und objectiv wird, d. h. ein abgeschlossenes, vom Subjekt getrenntes Leistungsvermögen bildet. Dieses Leistungsvermögen sucht sich eine selbstständige Form; diese Form findet es in der Kunst, es entwickelt sich darin das Höchste — das künstlerische Gebild, und Diejenigen, in welchen sich ein solcher Prozeß vollzog, sind die Künstler, insbesondere die darstellenden. Kann also der Alltagsmensch jenem wunderbaren und unleugbaren Hang zur Täuschung nur im wirklichen Leben genügen, so ist er bei dem Schauspieler gewissermaßen abgeleitet in ein anderes höheres Bereich und er wird in der Wirklichkeit wahrer und natürlicher sein, als Viele, welche nur darum für ehrlich gehalten werden, weil sie zu ungeschickt sind, sich zu verstellen."

„Ihre Auseinandersetzung ist folgerecht" — erwiderte Heinrich, „aber Sie können sie doch nicht praktisch durchführen. — Die Gelegenheit macht Diebe, die Fähigkeit zum Lügen verführt zum Lügen selbst. — Auch der Schauspieler wird es nicht verschmähen,

auf Kosten der Wahrheit einen Vortheil zu erringen und die Versuchung hierzu ist um so größer, je sicherer er weiß, daß ihm die Täuschung gelingt. Ja ich kann mir sogar denken, daß es ihn reizen muß, von seiner schauspielerischen Fertigkeit nicht nur auf der Bühne, sondern auch außer derselben Gebrauch zu machen und ich habe berühmte Darsteller gekannt, die es nicht lassen konnten, eine immerwährende Comödie aufzuführen."

Cornelia besann sich einen Augenblick, dann sagte sie ruhig: „es gibt allerdings solche Beispiele, aber diese Leute nenne ich nicht Künstler, — es gibt zweierlei Menschen, die diesen Namen tragen. Paart sich das eben besprochene Talent mit mehr oder minder großen Verstandesfähigkeiten, so wird daraus der mehr oder minder große Virtuos; findet es jedoch auch ein Gegengewicht von großen Eigenschaften der Seele und des Herzens, so wird daraus der Künstler. Der Virtuos allerdings verwendet die Talente, die ihm zu Gebote stehen, im Leben wie in der Kunst; er kennt kein höheres Ziel als den Effect. Er lügt im Leben wie in der Kunst, wenn es Effect macht, und ist in beiden wahr zu demselben Zweck. Da er weder Charakter noch Herz hat, so ist er weder aus Princip gut, noch aus Princip schlecht; er ver-

werthet nur seine Talente, wo und wie er kann, zu seinem Vortheil. Diese Klasse von Menschen ist es, die den Künstlerstand in vielen Beziehungen entwürdigt hat. Der Künstler hingegen erkennt und sucht noch etwas Höheres, als den Effect! Gleich jedem edel denkenden Menschen hat auch er ein Ideal, dem er uneigennützig nachstrebt: es ist die Wahrheit. Sucht er diese in der Kunst, oft selbst auf Kosten des Beifalls, der dem Darsteller so unentbehrlich ist, ist er im Bereich der Täuschung so gewissenhaft, warum sollte er es in der Wirklichkeit nicht auch sein? Die Fähigkeit, sein ganzes Wesen nach Belieben umzuwandeln, betrachtet er als eine Gabe, um dem heiligen Zwecke der Kunst zu dienen und er mißbraucht sie so wenig zum eigenen Vortheil, als der ehrenhafte Privatmann aus einer zufälligen oder erworbenen Ueberlegenheit Andern gegenüber einen unerlaubten Nutzen ziehen wird. Ein lebhafteres, gesteigertes Empfindungsvermögen und die Gewohnheit einer erhöhten Ausdrucksweise mögen ihm äußerlich etwas „Abenteuerliches“ „Ueberspanntes“ auch wohl „Manierirtes“ geben — Worte, mit denen der Alltagsmensch so gern bezeichnet, was er nicht begreift; — aber Sie werden mir zugestehen, daß man affectirt sein und doch wahr und natürlich empfinden

kann — wie auch umgekehrt oft die falschesten und raffinirtesten Menschen gerade die natürlichsten scheinen."

„Gewiß," sagte Heinrich.

„Nun sehen Sie," fuhr Cornelia fort, „wie sich auch aus schlechten, ausgeschiedenen Stoffen die hellste, reinste Flamme erzeugen läßt, so verklärt die Kunst die Täuschung zur höchsten Offenbarung. So strebt im ächten Künstler die Lüge zur Wahrheit! Der Höhepunkt seiner Leistung ist die Vereinigung beider, und der Triumph der Lüge wird in ihm ein Triumph der Wahrheit!" — Cornelia sah heiter zur Gasflamme des Kronleuchters empor. Sie hatte in ihrem Vertheidigungseifer unwillkürlich die Stimme erhoben und nicht bemerkt, daß alles auf sie hörte. — Als sie schwieg, riefen ihr Alle ein herzliches Bravo zu. Heinrich saß regungslos, den Kopf auf die Hand gestützt und betrachtete sie; er konnte wieder nicht lächeln und sich mit den Anderen freuen — er fragte sich: „verdien' ich denn dieses Weib?"

Das Essen war zu Ende; er sprang auf und trat zu ihr hin, während sich die Gesellschaft zum Fortgehen vertheilte. „Cornelia, Burgfee, Sie haben mir eine neue Welt erschlossen. Ich bin so erfüllt von Allem, was ich von Ihnen hörte, daß ich nicht sprechen

kann. Sagen Sie mir nur, ob ich morgen wiederkommen darf?“

„Ja, Herr Baron, kommen Sie!“

„O, nicht so förmlich, Burgfee! Lassen Sie mich zum Abschied meinen Namen von Ihren Lippen hören, damit ich ihn selbst lieber gewinne, oder gar meinen Taufnamen — ach, Cornelia, ich möchte wohl hören, wie es klingt, wenn Sie sagen würden, „Gute Nacht, Heinrich!“

„Nein, Herr von Ottmar, das kann ich nicht, dazu sind Sie mir noch zu fremd!“

Heinrich biß wie in tiefer Beschämung die Lippen zusammen und verneigte sich. „Vergeben Sie mir, mein Fräulein — ich war unbescheiden!“ — Da reichte ihm Cornelia die Hand und blickte ihn mit all ihrem Liebreiz an. „Nicht so, Herr von Ottmar, ich wollte Ihnen nicht wehe thun. Ich verspreche Ihnen, ich werde, ehe ich einschlafe, in Gedanken: „Gute Nacht, Heinrich“ rufen! Sind Sie damit zufrieden?“

Heinrich küßte entzückt ihre Hand. „O, ich danke Ihnen, liebenswürdiges Wesen! Und nun, gute Nacht, meine Fee — senden Sie mir einen seligen Traum!“

Veronika trat hinzu, er empfahl sich ihr und die abschiednehmenden Gäste drängten ihn zurück. Er

winkte Cornelien noch einmal und ging. Als er auf der Straße war, riß er den Hut ab, um den rauhen Nachtwind seine brennende Stirn kühlen zu lassen und nun war er wieder „Henri“, denn er wußte, es erwarte ihn ein schönes Weib, das ihm von einer seiner letzten Reisen gefolgt war und seine Sinne bisher gefangen gehalten hatte. Er gehorchte mechanisch der alten Gewohnheit und lenkte zu ihr seinen Schritt. Doch als er vor dem Hause stand, hinter dessen erleuchteten Fenstern die glänzende Tochter der Sünde in ahnungsschweren Träumen seiner harrte, erfaßte ihn ein seltsames, ihm unbegreifliches Gefühl. Corneliens siegreicher, reiner Liebreiz trat ihm so mächtig vor die Seele, daß er sich mit Widerwillen von dem entweihten Bild, welches ihn lockte, abwandte. Er erkannte, daß nichts mehr Anziehungskraft für ihn habe, als Cornelia, und daß es für die Sehnsucht nach ihr keinen Ersatz gäbe. Er ging heim. Noch in derselben Nacht schrieb er der erkauften Geliebten den Abschied und befreite sich aus seinen unwürdigen Fesseln.

* * *

Durch die schweren seidenen Bett-Gardinen Veronika's fiel ein Lichtstrahl und weckte die Schlafende. Sie blickte umher und gewahrte Cornelia, die leise, leise,

ein Licht in der Hand, durch das Zimmer nach der Salonthür huschte. „Was willst Du da drinnen, Kind?" fragte Veronika „warum bist Du noch angezogen? Ich war bereits eingeschlafen!"

Cornelia fuhr leicht zusammen. „Ich habe etwas vergessen," sagte sie und schlüpfte hinaus. Als sie durch Veronika's Schlafkabinet zurückkehrte, trug sie eine Mappe in der Hand.

„Was hast Du denn da?" fragte Veronika.

„Sei nicht böse, Liebe, daß ich Dich geweckt," bat Cornelia und küßte die alte weiße Stirn — „ich wollte nur Hedwigs Aufsatz noch einmal lesen, er war im Salon liegen geblieben."

Als sie die Thür ihres traulichen Zimmers hinter sich geschlossen hatte, nahm sie Ottmars Bild aus der Mappe, legte es auf ein Lesepult und setzte sich davor. Sie faltete beide Hände über den Augen, stützte die Arme auf den Tisch und versank in Anschauung des räthselhaften Kopfes. Je mehr sie ihn betrachtete, desto schöner fand sie ihn. „Wie einfach sind diese normalen Linien und doch wie reich, wie unendlich vielsagend. O wer sie entziffern könnte die stumme Sprache dieses heißen Mundes, dessen Kuß noch auf meiner Hand brennt. Wie man nur so küssen kann

mit so feinen Lippen? Es sind auch nicht die Lippen, welche küssen — es ist sein Herz, das sich dazwischen legt, darum ist sein Kuß so weich, so warm; darum thut er so wohl bis in die tiefste Seele, bis ins innerste Mark hinein. Und wenn er spricht, da sind sie wiederum nur das liebliche schmale Ufer, über welches die Fluth der Empfindung strömt. Und diese Augen — o in ihnen offenbaren sich alle Wunder der Seele! Er konnte fehlen, ja er konnte vom Leben mitfortgerissen werden, aber was aus seinem Blicke glänzt, ist göttlich, es wird ihn erheben über sich selbst — und über alle! Und ich — ich will ihm helfen; ich will mich verbünden mit dem Gott, der über dem Dunkel dieser Seele schwebt, wie der lichtende Geist über dem Chaos, und ihn seine eigene Größe, seine ideale Kraft kennen lehren."

So saß sie lange in Gedanken vertieft. Nach und nach aber war ihr, als ob der gezeichnete Kopf sich bewege und hin und her schwanke, die Augen verdrehten sich, die Lippen gingen auf und zu, sie schaute und schaute und machte die Lampe heller — vergebens — die Natur forderte ihr Recht, es war der Schlaf, der seinen täuschenden Schleier über ihr müdes Haupt legte. Sie erhob sich, löste die Blumen aus den

Haaren und befreite ihre lieblichen Formen von dem Gewand. Wieder und wieder fiel ihr Blick auf die Zeichnung. Sie hielt inne. „Wie Du mich anschaust, als ob Du lebtest, als müßte ich mich vor Dir schämen. — Nein, warte! Du sollst nicht sehen, wie ich mich entkleide.“ Damit legte sie das Bild rasch in den Schreibtisch, ging zu Bette, löschte das Licht und schmiegte sich selig in die Kissen: — „Gute Nacht, Heinrich!“

XI.

Neues Leben.

Als Henri in der Nacht den Brief geschrieben hatte, forderte der ermüdete Körper gebieterisch Ruhe, und, während er schlief, war Heinrich zu Cornelien geeilt und hatte ihre schlummernde Seele umschwärmt, wie der Falter eine verschlossene Rosenknospe; sie wußte es nicht, aber sie ahnte es, die Magie der Seele, der Traum hatte ihr den Unsichtbaren gezeigt und sie fühlte seinen Geisteskuß. —

Als Ottmar Morgens erwachte, glaubte er, er habe unruhig geschlafen, und viel von der Burgfee geträumt. Dennoch hatte er so wenig geträumt, wie die Burgfee; wenn auch die Körper schliefen, die Geister waren beisammen. —

Heinrich blieb noch einige Zeit zu Bette. Er war in der besten Laune und verglich dieses Erwachen

mit jenem vor sechs Jahren, wo er sich entschlossen hatte, der Macht der Jesuiten zu weichen.

Damals war er im Begriff, ein neues, aber schlechteres Leben zu beginnen, auch heute war er zu einem neuen, aber zu einem besseren Leben erwacht. — Er dachte mit dankbarer Verehrung an Cornelia. Durch sie gewann er einen lang entbehrten Frieden, denn während in ihm nur Theilung und Gegensatz war, fand er bei ihr Ergänzung und das volle Genüge der Gleichartigkeit. So verweilte Heinrich bereits lieber bei ihrem harmonischen Wesen als in seiner eigenen friedlosen Brust, und dies war ein, wenn auch kaum merklicher, doch sicherer Schritt zur Befreiung von dem, ihn ewig auf sich selbst zurückführenden Egoismus. Sogar Henri hatte am verflossenen Abend den augenblicklichen Genuß zurückgewiesen und ergab sich darein, für einen Gegenstand zu empfinden, den er voraussichtlich in seiner Weise nicht gewinnen konnte. Auch in dieser hoffnungslos begehrenden Hingebung lag schon ein leises Losringen von seiner eigennützigen Genußsucht. Henri verglich mit einem gewissen Abscheu die niedrigen Begierden seiner Vergangenheit mit der Sehnsucht nach Cornelia's durchgeistigtem Reize und gefiel sich in dieser zeitweiligen Entsagung.

So überlebt sich der Egoismus früher oder später. Der ächte Egoist endet mit Ekel, mit Ueberdruß nicht nur der Welt, sondern seiner selbst. Bei Heinrich und Henri zeigten sich schon unverkennbare Merkmale dieses Stadiums, zu seinem Glück aber in einem Alter, wo noch immer frische Keime nachtreiben und die abgestorbenen ersetzen können. Auch diese Keime begannen sich zu regen. —

Heinrich und Henri zogen Geist und Gefühl mit gleicher Kraft zu demselben geistig und körperlich gleichmäßig begabten Wesen hin. Hierin fand schon eine Annäherung der beiden Elemente statt; sie verstanden diese nur selbst noch nicht und ihr augenblickliches Zusammentreffen mußte sie noch zum Kampfe statt zur Versöhnung führen.

Ottmar lag lange und sann über sein seltsames Doppelwesen nach.

Ein Diener kam, um ihn zu wecken. Er erinnerte sich, wie er an jenem Morgen glaubte, der alte Anton trete herein und ihm statt dessen zum erstenmal ein fremdes Gesicht erschien. „Der gute Anton, er hatte wohl recht damals“ — dachte Heinrich, „und wie schändlich wurde er dafür behandelt. Jetzt brauchte er sich freilich nicht mehr um solcher Vergehen willen

zu ereifern. Er war doch der beste Diener, den ich je hatte — ich werde ihn wieder bei mir aufnehmen!“ Damit erhob er sich und befahl, den alten Anton aus seinem Gasthaus zu holen. Dann setzte er sich hin, um an Cornelia zu schreiben.

„Erwing heißt sie,“ sagte er, „das ist der Name des berühmten Demokraten. Sollte sie seine Tochter sein? Wenn sie es ist, so hat sie ihren Vater kaum gekannt, denn Erwing mußte schon vor wenigstens zwanzig Jahren aus Norddeutschland nach Amerika flüchten. Es wird wohl so sein. Darum hat sie ihren Namen im Gefängniß so streng verschwiegen, sie wußte wohl, daß er kein Empfehlungsbrief für ihren Zweck sei. — Daher auch wohl ihre Beziehung zu dem Revolutionär Reinhold. — Das ist unangenehm! Bei Hofe werde ich mit dieser Bekanntschaft nicht viel Ehre einlegen! Doch braucht der Hof ja nichts davon zu erfahren. Es ist Winter, um vier Uhr schon dunkel, ich werde nur Abends hingehen, so bleibt die Sache den Augen der spöttelnden Aristokratie verborgen. Daß ich mich hin und wieder auch in literarischen Kreisen sehen lasse, wird man mir überdies nicht verdenken, da ich in dem Rufe ausgezeichneter Gelehrsamkeit stehe.“ — Er begann zu schreiben „Cornelia“ — er hielt

inne: „Cornelia! Es ist ein hochfahrender Geist, der ihr diesen stolzen Namen gab; wird sie dieses Geistes Kind sein? Ich glaube es fast. Daß sie in die Zellen der niedrigsten Verbrecher schlüpft, ist keine Demuth, — es ist der Trotz des Mitleids gegen die Härte der Gewalt und das Bewußtsein der beglückenden Macht ihrer Persönlichkeit. Wehe dem, der es wagte, ihren Stolz zu verletzen; er hätte sie verloren."

Jetzt wurde ihm Anton gemeldet.

Er warf die Feder weg und ging ihm entgegen. Es war ihm, als freue er sich der Rückkehr des alten Vertrauten, als sei eine Art von Mittheilung ihm jetzt Bedürfniß.

„Willkommen, Du treuer Gefährte meiner Vergangenheit," rief er ihm zu, „willst Du die Zukunft wieder mit mir theilen?"

„Gnädiger Herr," sagte Anton, dem vor innerer Bewegung die Stimme zitterte, „ich komme nicht, um mich Ihnen als Diener aufzudrängen, aber ich muß Ihnen vor meiner Rückreise in meine Heimath noch einen warnenden Wink geben — es scheint mir nun einmal bestimmt, daß ich für Sie wachen darf!"

„Nun?"

„Ihre schönen Güter bei H., gnädiger Herr, brauch-

ten es wirklich, daß Sie einmal wieder darnach schauten. Der Verwalter und der Inspector sind Beide im Einverständniß, lassen Alles zu Grunde gehen und füllen ihre eigenen Taschen."

„Was, was — woher weißt Du das? Weißt Du auch, daß meine Einkünfte von den Gütern sich seit den letzten Jahren so vermindert haben, daß es mir ernstliche Sorge macht und ich ohne meinen Gehalt Mühe hätte, durchzukommen?"

„Ein Beweis, daß ich Wahrheit spreche. Bei meiner Hierherreise kam ich an Ottmarsfeld vorbei. Da trieb es mich einmal wieder in das alte Schloß und die Gärten, in denen ich Sie, gnädiger Herr, aufwachsen sah. Aber es that mir ordentlich weh, wie schlimm alles verändert ist. Das stattliche Schloß ist an vielen Stellen baufällig, die Gärten sind verwildert, die Wege verrottet, der Viehstand heruntergekommen. Es arbeiten nur noch fünfzehn Taglöhner auf dem Gut und diese sind faul und schlecht überwacht."

„Das ist ja schändlich," rief Heinrich, „der Inspector rechnet mir seit all den Jahren den Taglohn für dreißig Arbeiter an. — Ebenso hat er mir viele Hunderte für Baukosten aufgeschrieben!"

„Sie werden sich überzeugen, daß Sie betrogen sind und daß Ihr schönes Besitzthum auf diese Weise in Verfall kommen muß" — sagte Anton.

Heinrich ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder, dann wandte er sich zu Anton und gab ihm die Hand: „Du bist doch die treueste Seele, die ich auf der Welt habe. Anton, Du mußt wieder in meinen Dienst treten, Du kannst ja doch nicht leben ohne mich!"

„Gnädiger Herr," erwiederte dieser, „Sie wissen, warum ich von Ihnen geschieden bin!" —

„Ich weiß es," rief Heinrich lachend, „aber ich glaube nicht, daß Du ähnliche Fälle mehr zu fürchten hast. Ich bin nicht ganz so schlecht, wie Du denkst, und seit der letzten Zeit bedeutend gesetzter geworden!"

„O ich kann nie schlecht von meinem gnädigen Herrn denken," sagte Anton bewegt, „aber was sich für Sie schickt, — schickt sich eben nicht für mich. Es mag ja ganz natürlich sein, daß ein junger vornehmer Herr seinen Herzensneigungen folgt, während es für einen besonnenen alten Mann ein Unrecht wäre, wenn er Dingen Vorschub leistete, die gegen sein Gewissen gehen. Ich könnte doch von Neuem in den Fall kommen, Ihnen ungehorsam sein zu müssen, und dann

würden Sie mich nur wieder fortschicken. Lassen Sie mich daher in meine Heimath zurück — ich kann Ihnen nun einmal keinen unbedingten Gehorsam versprechen."

„Das brauchst Du auch nicht, Anton," sagte Heinrich ernst. „Ich will keine Maschine aus Dir machen; ich werde Dich zu nichts mehr zwingen, was gegen Deine Grundsätze ist. Auch darfst Du mir, wenn es je nothwendig sein sollte, Deine Meinung sagen, so viel Du willst. Es ist langweilig, wenn man mit Niemanden, als mit sich selbst, zu streiten hat. Habe ich Dich doch seit den letzten Wochen tausendmal gesegnet, daß Du damals die Stirne hattest, meine Wünsche zu vereiteln — und darum gebe ich Dir zur Sühne die Versicherung, daß Du bis an Deines Lebens Ende eine unverlierbare Freistätte bei mir haben sollst. Kann ich mehr thun?"

„Ach Sie gütiger, lieber Herr," rief Anton und küßte mit Freudenthränen Heinrich's Hände, „für so viel Großmuth ist es ja Pflicht und Schuldigkeit, daß ich Ihnen meinen ganzen Lebensrest widme und Ihnen in allem Ehrbaren diene, so weit und so lang ich kann! Ach Gott, ich meine förmlich, Sie seien wieder mein lieber, kleiner Herr von vor dreißig Jahren."

Er wurde durch das Eintreten Alberts unterbrochen,

der bleicher und ernster war, als Ottmar erwartet hatte.

„Nun," fragte Heinrich, „hast Du Deinen ersten Freudenrausch schon ausgeschlafen und ließ er Dir einen Katzenjammer zurück?"

„Ja, mein gütigster Herr," sagte Albert. „Es ist seltsam, gestern empfand und dachte ich noch nichts, als daß ich frei sei — heute erkenne ich bereits die Nothwendigkeit, für mich zu handeln, und wie mir das Gefängniß zu eng war, so ist mir nun die Welt zu weit, ich schwanke und weiß nicht, wo ich einen Halt erreichen kann. Gestern fühlte ich nur, daß mich der Kerker ausgeworfen, — heute fühl' ich, daß mich das Leben noch nicht aufgenommen hat, und erscheine mir so hülflos, daß ich weinen möchte, wie ein verirrtes Kind!"

„Ich verstehe das, Albert. Du vermagst Dich noch nicht in Deine neue Lage zu finden. Deine Willenskraft ist in 5jähriger Gefangenschaft eingeschlafen und nun, wo Du sie gebrauchen sollst, versagt sie Dir. Das macht Dich ängstlich, und wird sich geben. Daß Du Dich aber für verlassen hältst, ist undankbar! Kann denn einem Menschen hülfreicher begegnet werden, als es Dir bei mir geschieht?"

„O, edler großmüthiger Herr, mein ganzes Leben gehört Ihnen, wie können Sie mich für undankbar halten! Ich segne Sie in jedem Athemzug, mit dem ich Gottes freie Luft einathme. Aber dürfte ich, selbst wenn Sie es mir bieten würden, bei Ihnen das Gnadenbrod essen? Muß ich nicht in die Welt hinaus und etwas erwerben, um endlich das unglückliche Mädchen heimzuführen, das so schwer gebüßt und gelitten hat? — Was aber soll ich anfangen? Ich kann so wenig leisten, bin mit meinem geringen Wissen so abhängig. Wer wird zu dem Mörder Vertrauen fassen?“

„Wer Dich kennt, Albert!“ sagte Heinrich freundlich.

Albert sah ihn mit seinen offenen braunen Augen zweifelhaft an, „Glauben Sie? Ach im Kerker erschien ich mir den Verbrechern gegenüber, deren Loos ich ungerecht theilte, wie ein Heiliger — jetzt in der Freiheit im Verkehr mit unbescholtenen Menschen fühl' ich mich erst als Verbrecher und wage kaum die schamrothe Stirn zu erheben.“

„Albert, Du bist ein Mensch von feinerer und edlerer Empfindung, trotz Deines Vergehens, als Millionen der unbescholtensten Staatsbürger, die sich

mit ihrer phlegmatischen Rechtschaffenheit brüsten. Darum wird es auch Wenige geben, die Dich genug verstehen, um sich über Deine Vergangenheit hinwegzusetzen, wie ich. Ich nehme Dich also für jetzt und immer in meinen Schutz und Sold. Getraust Du Dich, mein Verwalter zu werden?“

„Verwalter auf Ihren Gütern?“ fragte Albert mit freudigem Staunen.

„Ja, ich weiß noch, daß Du bei einem Gutsbesitzer in V. Oeconomie studirtest, ehe Du Dich der geistlichen Laufbahn zuwendetest und in's Colleg kamst. Hast Du jedoch nicht genügend dort gelernt, so schicke ich Dich auf ein halbes Jahr in die landwirthschaftliche Schule nach C., um Dich weiter auszubilden, und dann wirst Du, denk ich, eine treue Stütze meines Besitzthums werden. Dein Röschen magst Du heirathen und die Verwalterswohnung ist so groß, daß Du im Lauf der Jahre einer Menge von Kindern von der „Burgfee“ erzählen kannst!“

Eine glühende Röthe bed:ckte bei diesen Worten Alberts Gesicht. Er faltete die Hände mit einem unwillkürlichen Athemzug.

„Ach die Burgfee, gnädiger Herr — Sie und die Burgfee, Sie sind beide die herrlichsten Menschen,

die Gott je erschaffen! was soll ich Ihnen sagen — ich kann Ihnen gewiß nicht besser danken, als indem ich Ihnen wünsche, daß das Schicksal Sie und die Burgfee vereinen möchte!" Mit diesen Worten eilte er hinaus.

Heinrich sah ihm lange schweigend nach: „Das ist das Höchste, was Du mir wünschen kannst! Armer Mensch, auch Du liebst die Burgfee, ohne es zu wissen. Daß Du sie entbehren mußt, das ist es, was Dir selbst die Freiheit kalt und öde macht und dennoch steht sie Dir so hoch, daß Du nicht wagst, das Auge erlangend zu ihr aufzuschlagen. Mir allein willst Du sie gönnen, den Du für den Inbegriff alles Vortrefflichen hältst. Und ich? Steigt mir denn nicht das Blut in die Wangen, wenn ich bedenke, wie wenig ich verdiene, was Du mir wünschest, und wie ich, gleich einem Dieb, den Schein von Tugenden stehle, die ich nicht besitze?"

* *
*

In ihrem kleinen Theezimmer saßen Abends Veronika und Cornelia mit Handarbeiten beschäftigt. „Cornelia, Du nähst nicht viel und sprichst noch weniger," sagte Veronika zu dem Mädchen, das regungslos und schweigend in das Licht einer grün verhängten Lampe blickte.

„Ich kann nicht arbeiten noch reden, ich denke über Ottmar nach," erwiderte sie unbefangen: „Ist solch eine Seele, die sich zum erstenmal der unsern nähert und eine neue Welt vor uns erschließt, nicht werth, daß wir sie mit stiller Feierlichkeit in uns empfangen? Ruhen wir doch an jedem Feiertage, der uns ein längst geschehenes, nie bewiesenes Mirakel verkündet, und wenn die Gottheit vor unsern Augen eines ihrer herrlichsten Wunder offenbart, sollen wir da nicht auch in sonntäglicher Ruhe unserer Seele Zeit gönnen, das Hohe in sich aufzunehmen? Du mußt nicht schelten, wenn ich noch ein paar Tage unter diesem Eindruck müßig und träumerisch verbringe. Ich bin einmal so!"

„Du bist, wie ich Dich wünsche, meine Cornelia. Gott erhalte Dich so", sagte Veronika. „Ueberlasse Dich ungestört Deinen Gedanken. Lege die Arbeit weg und schweige; man unterhält sich ja nicht nur miteinander, wenn man spricht!"

Wieder trat eine Pause ein, während welcher nichts zu hören war, als das leise Klirren von Veronika's Stricknadeln. Das alte Fräulein hielt indeß das Schweigen doch nicht aus. „Du bist ein tiefer Geist, Cornelchen, ich könnte nicht so lange über einen Gegen-

stand nachsinnen, ich genieße trotz meines Alters das Leben frägloser, als Du. Was mir liebevoll nahe tritt, daran glaube ich und woran ich glaube, darüber grüble ich nicht."

Cornelia lächelte still vor sich hin, denn diese Worte belehrten sie, daß Veronika ihre Stimmung nur bis zu einem gewissen Grade verstehe, und sie fühlte sich auch nicht gedrungen, ihr dieses Verständniß besser zu erschließen. Warum, konnte sie sich selbst nicht sagen. Sie richtete ihre großen Augen liebevoll auf die Greisin und fragte nur: „Gute Veronika! grübelt man denn, wenn man schweigend genießt?"

„Mach' den Thee, Engelchen," sagte Veronika, „die Orgel wird gut zu Deiner feierlichen Laune passen!"

Cornelia richtete den Theetisch und zündete die Flamme unter einem uralten silbernen Kessel an, dann setzte sie sich wieder, um der lieblichen Musik zu lauschen, die sich alsbald entwickelte. Anfangs waren es nur die einzelnen Töne kochenden Wassers, nach und nach aber wurden sie melodischer und verwebten sich nicht zu dem verworrenen Summen des Siedens, sondern zu dem Choral „Blick hin nach Golgatha!" Es war ein meisterhaft gearbeitetes

Spielwerk, das sich im Deckel befand und mittelst einer gläsernen Walze durch den Druck des Dampfes getrieben wurde. Je nach dem stärkeren oder schwächeren Sieden des Wassers vermehrten oder verminderten sich natürlich die Töne und so klang das Ganze wie das Zirpen des Theekessels, das irgend eine unsichtbare Fee zu einer Melodie gestaltete.

Allerdings paßte diese zarte, geheimnißvolle Musik zu Corneliens Stimmung und sie schaute wie aus einem Traume auf, als der steife, pedantische Diener hereintrat und mit sehr bedenklicher Miene meldete, Herr von Ottmar wünsche die Damen noch zu sprechen.

„Sehr angenehm," rief Veronika erfreut und der Alte öffnete mit einem mürrischen Blick auf Cornelien's erglühendes Antlitz die Thür.

Heinrich trat ein. Er entschuldigte seinen späten Besuch damit, daß er ein Handbillet des Fürsten bekommen hätte mit der Weisung, sich reisefertig zu machen und morgen nähere Ordre in Empfang zu nehmen. Es könnte also geschehen, daß er schnell und ohne Abschied fort müsse.

Veronika versicherte ihm, er bedürfe keiner Entschuldigung und bat ihn, den Thee mitzutrinken. Der Diener mußte zu seiner tiefsten inneren Entrüstung

noch ein Couvert bringen und mit strenger Miene stellte er Heinrich einen Stuhl neben Veronika, ihn fest auf den Boden drückend, als sollte er dort anwachsen; aber Heinrich schob ihn mit einer unwillkürlichen Bewegung neben Cornelia und dem Alten blieb nichts übrig, als sich kopfschüttelnd zurückzuziehen.

Cornelia hatte noch kein Wort gesprochen, Heinrich sah sie forschend an. Durch die eingetretene Stille bemerkte er nun den Gesang der Theemaschine.

„Was haben Sie da für eine seltsame kleine Orgel?" sagte er verwundert.

„Sie ist noch ein Ueberbleibsel aus meiner schwärmerischen Jugendzeit," erklärte Veronika, „und eigentlich knüpft sich mir ein Stück Leben daran." —

„O das ist interessant! Welch ein Lied spielt sie denn?"

„Einen Choral, den ich in meiner Jugend oft sang. Cornelia theile Herrn von Ottmar den Text mit, er muß sonst denken, Du hättest das Reden verlernt!"

Cornelia sprach die bekannte Strophe:

„Schau hin nach Golgatha!
Dort schwebt am Kreuzesstamm'
Im Todeskampf Dein Jesus,
Mit Deiner Schuld beladen.

Schau hin nach Golgatha!
Er neigt sein sterbend Haupt,
Es bricht sein Herz,
Selbst Engel weinen:
Der Welterlöser todt!“ —

„Es ist ein schöner Choral, aber er paßt nicht zur heiteren geselligen Unterhaltung,“ sagte Cornelia, von dem Vortrag sichtlich ergriffen. Sie hatte während desselben ein eigenes Zittern der Stimme gefühlt und glaubte sich deshalb entschuldigen zu müssen: „Die tiefe Wehmuth dieses erhabenen Todes überkommt mich bei den wenigen Zeilen, sie führen mir das ganze Bild der bangsten Stunde, die je über die Erde hingegangen, vor die Seele und der Thränen kann ich mich nicht erwehren.“

„Ich sah, während Sie sprachen, nur die Engel, die da weinen!“ flüsterte Heinrich, mit Entzücken in ihren Anblick versinkend, „und doch hat mich Ihre bewegte Stimme wunderbar gerührt. Wer gab Ihnen diese Sehergabe, die über ein Jahrtausend zurück Schmerzen nachempfindet, die vielleicht nie gelitten worden sind? Das ganze Leiden Christi spiegelte sich in Ihrem Auge.“

„O wer sollte das nicht empfinden,“ erwiderte Cornelia. „Wer sollte nicht, wenn er sich ernsthaft

darein versenkt, vom tiefsten Weh durchschauert werden? Welch ein Opfer, sich selbst zum blutenden Beispiel seiner Lehre zu machen! welch eine Liebe, die so sich selbst hingebend eine Welt beglücken will! Wenn ich die Passionsgeschichte lese, so ist es mir, als hätte ich tausend Herzen, so voll, so unendlich empfinde ich den Todesschmerz des einen Herzens, das Alle in sich trug, für Alle litt, für Alle verblutete, das Alle liebte, auch die, welche ihn verriethen, und von so Wenigen nur verstanden und gelohnt ward. Ich sehe ihn erbleichen und fühle, wie Maria die letzten Athemzüge zählt und zehnfach mit ihm stirbt; die Lüfte hemmen ihren Flug und schweigen, der Himmel senkt sich bang und schwer hernieder, die ganze Schöpfung erstarrt in Angst und lauscht dem furchtbaren Augenblick, wo der Mensch gewordene Gott sterben soll, wo der ungeheure Mord am Unschuldigsten vollzogen wird! — Und jetzt neigt er sein Haupt und hat's vollbracht. Es ist geschehen und losbricht nun das lang verhaltene Weh und der Sturm braust über die Erde, zerreißt den Vorhang, sprengt den falschen Tempel, die Welt dröhnt in ihren Fugen und der Herr selbst, in seiner eigenen strengen Göttlichkeit erschüttert, streckt in unendlichem Schmerz dem geliebten Sohn die Arme entgegen, ihn

an seinem Herzen zu empfangen. — O mein Freund, wer kann das lesen oder hören, ohne auf das Tiefste davon ergriffen zu werden. Und leugnen Sie selbst die große Begebenheit, beweisen Sie mir, daß sie sich nie zugetragen habe, selbst wer sie erfinden konnte, wer eine Welt der Macht dieses Gedankens unterwarf, auch der war begeistert durch eine höhere Gewalt, auch der kam von Gott und hat ein Wunder vollbracht. Ein Wunder, das Niemand leugnen kann; denn es erhebt sich in steinernen Riesenbauten über alle Länder; es drückt seinen Stempel auf alle Gräber, es empfängt mit heiliger Weihe den Neugebornen, es ist der letzte Trost des Sterbenden, ja es durchdringt in diesem Augenblicke mit stiller Ehrfurcht Ihre eigene Brust, ich sehe es Ihnen an!"

Heinrich athmete schwer — er wußte nicht, wie ihm geschah. War es ein überirdisches Wesen, das zu ihm sprach? Er mußte aufspringen und an's Fenster treten, so seltsam jagten ihm die Gedanken auf und nieder. War es der künstlerische Eindruck ihrer mächtigen beflügelten Rede, ihres bewegten Mienenspiels, war es die Schmerzfähigkeit ihres Gemüths, die ihm ahnungsvoll aus dieser Schilderung entgegen trat, oder der Eindruck des Gehörten selbst — kurz, er

fühlte sich ergriffen, als würde ihm heute zum erstenmale das Christenthum verkündet.

„Sie könnten Besseres wirken als mancher Priester,“ sagte er endlich ruhiger zu seinem Stuhle zurückkehrend. „Sie verstehen es, die Seele zu ergreifen und ich staune über Ihre religiöse Begeisterung; ich hätte Sie für rationalistischer gehalten. Sind Sie Protestantin?“

„O fragen Sie mich nicht, ob katholisch oder protestantisch. Ich bin eine Christin, das ist die Hauptsache. Getauft und erzogen bin ich im Protestantismus, doch gehöre ich keinem Dogma an, denn mir fehlt der Glaube an Wunder, an *die* Wunder, welche die Kirche lehrt. Ich erkenne zu sehr die Göttlichkeit des Welt-Gesetzes, um zu glauben, die Gottheit müsse die Natur aus ihren Bahnen rücken, um sich zu offenbaren. Jede Abweichung von dem Gesetz ist eine Abnormität und also unschön, denn alle Schönheit besteht ja nur in der Uebereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen, ich aber kann nichts in mich aufnehmen und verehren, was nicht schön ist; — am wenigsten kann ich Gott, die Seele der Weltordnung, als Urheber einer Anomalie betrachten. Hierin bin ich Rationalistin. Ich hasse die, welche den Fortschritt

der Wissenschaften hemmen, weil sie fürchten, die natürliche Erklärung der Dinge hebe das Dogma der Offenbarungen auf. Ich hasse aber auch Diejenigen, welche aus der natürlichen Erklärung der Dinge jedes Vorhandensein einer höheren Macht leugnen zu können glauben. Gott offenbart sich mir mittelbar im Naturgesetz und unmittelbar im Geiste. Der edelste Mensch ist mir das höchste Wunder der Schöpfung und wenn ich Christus für den Sohn Josephs halte, so bete ich ihn nichts desto weniger als den ächten Sohn Gottes an, als Geist von seinem Geiste, als von ihm ausgegangen und zu ihm zurückkehrend. So bin ich Christin mit ganzer Seele und trage mit glühender Liebe meinen Erlöser als mein höchstes Vorbild in der Brust. — Was wäre denn all mein Thun und Lassen, wenn ich diese Grundlage des Christenthums nicht hätte! Wenn ich meine Werke der Barmherzigkeit nicht übte im Sinne der Aufopferung, welche Christus uns gelehrt, was wäre ich? Eine sentimentale Abenteurerin, eine Romanheldin, die heute diese, morgen jene überspannte Laune hat und stets mit sich selbst Comödie spielt, die sich beständig unglücklich fühlt, weil sie keinen Halt, keinen Lebens-Zweck kennt als sich selbst; denn der Egoismus läßt ewig leer und un-

befriedigt, das Christenthum aber ist sein mächtigster Bekämpfer."

Heinrich schwieg und sah lange vor sich nieder; als er aufschaute, ruhte Corneliens Auge liebevoll forschend auf seinen ernsten Zügen; — sie fühlte, daß sie mit den letzten Worten eine wunde Stelle getroffen hatte. Heinrich strich sich mit der Hand durch die Haare, als wolle er die drängenden Gedanken in seinem Kopfe hinwegwischen.

„Die Poesie des Christenthums hat Ihre Phantasie angeregt und gefesselt. Es würde nichts helfen, Sie wissenschaftlich zu überführen, da Sie sich eine spiritualische Religion gebildet haben, die nicht von Beweisen abhängig ist."

„Allerdings," lächelte Cornelia.

„Sie wollen einmal glauben und deshalb glauben Sie. Wohl Ihnen! Sie haben ein prächtiges Abkommen zwischen Ihrem skeptischen Verstand und Ihrem phantastischen Herzen getroffen. Ich bewundere Sie; denn diese Theorie geistiger Offenbarung auf naturgesetzlichem Wege, die mit der Wissenschaft Hand in Hand gehen kann, ist das Beste, was sich eine geistvolle forschende Frau aneignen kann. Wer hat Sie das Alles gelehrt?"

„Ihre eigene harmonische Seele,“ sagte Veronika. „Sie hat einen scharfen Verstand und ein weiches poetisches Gemüth, deshalb glaubt sie nicht unbedingt, wie wir es sollen, und ist doch voll Religiosität. So fand sie nun jenes Abkommen, wie Sie es nennen, und stellte die Harmonie in ihrem Innern wieder her. Wenn Sie sie näher kennen, so werden Sie das wundervolle Ebenmaß in dieser Natur anstaunen müssen.“

„Ich thue es schon jetzt!“ rief Heinrich. „Ich hatte nie einen geistigen Genuß, den ich dem Austausch mit Ihnen gleichstellen könnte. Ich möchte nur hören und immer hören und lausche trunken den tausenderlei Wendungen, die Ihre Gedanken nehmen. Sagen Sie mir, Cornelia, welch herrlichem Bund auserlesener Herzen müssen Sie entsprungen sein — geistig und körperlich so schön — so schön!“ Cornelia blickte auf Veronika. Diese reichte Heinrich eine Tasse. „Nehmen wir den Thee, dabei will ich Ihnen die Geschichte meiner singenden Maschine erzählen, die Sie vorhin so sehr interessirte. Sie werden daraus unser ganzes Lebensschicksal erfahren, wenn Sie es zu kennen wünschen!“

„O, bitte, theilen Sie mir mit, was ich hören darf, Sie wissen nicht, wie sehr ich danach verlange!“

„Ich sagte Ihnen bereits,“ begann Veronika, „daß

Cornelia das Kind meiner Pflegetochter ist. Diese Pflegetochter, die Gattin des politischen Märtyrers Erwing, war mir durch ein eigenes Schicksal in die Hände gefallen, und ich preise Gott, daß er durch sie und später durch Cornelia meinem Leben Zweck und Inhalt gab. Ich genoß die Freuden einer Mutter, ohne ihre Schmerzen erfahren zu müssen, denn wenn mir auch Gott die theure Pflegetochter nahm, so wäre doch mein Kummer unendlich viel größer gewesen, hätte ich die Verlorene selbst geboren. Cornelia aber bereitete mir noch nichts als Freude. Sie war schwer zu erziehen, aber selbst die Mühe, diese chaotische Begabung zu regeln, war ein Genuß. Daß mir dies gelungen ist, wundert mich selbst, denn ich hatte nie Gelegenheit, so gewaltige Naturen zu studiren. Meine Mutter besaß ein kindliches Gemüth bis an ihr Ende. Sie war nur 16 Jahre älter als ich und glich mithin mehr einer Freundin und Gespielin, als einer Mutter. Die Gouvernante, die mir der Vater gab, erzog eigentlich zugleich mit dem Töchterchen auch die Mama! Diese heitere harmlose Jugend ist der Grundzug meines Charakters geblieben. Mein Großvater nämlich war dänischer Edelmann. Seit der Geburt meiner Mutter verwittwet, lebte er ausschließlich auf seinem Gute bei

Sorröe. Sein Haus hielt er jedoch offen für alle Edelleute der Gegend. Da brachte ein Bekannter zufällig einen Freund Namens Albin mit, einen Holsteiner, der das Land bereiste. Herr von Albin, ein schöner liebenswürdiger Fünfziger, saß bei Tisch neben meiner Mutter, die damals noch nicht ganz fünfzehn Jahre zählte, und besonders erinnerlich blieb ihr aus der Unterhaltung, daß der Herr, als beim Dessert prachtvolle Erdbeeren kamen, sie versicherte, es gäbe auf seinem Gute noch viel größere und schönere, als diese seien. Das brachte meine Mutter sehr in Staunen, denn sie hatte bisher die Erdbeeren aus ihrem Garten für die schönsten der Welt gehalten. —

Wenige Wochen später entbot sie der Bediente in das Zimmer ihres Vaters und dieser theilte ihr mit, daß sie sich binnen Kurzem verheirathen werde. Sie sagte: „Wie Sie befehlen, lieber Vater" und kehrte beklommen zur Gouvernante zurück. Als jedoch am andern Tage Herr von Albin ihr als Bräutigam vorgestellt wurde, freute sie sich ganz außerordentlich, denn — sie gedachte der wundervollen Erdbeeren, welche auf dem Gute des freundlichen Herrn wüchsen! —

Dieser Herr von Albin wurde mein Vater. Er liebte meine Mutter mit rührender Zärtlichkeit und

that Alles, um sie den großen Unterschied der Jahre nie empfinden zu lassen. Er machte Reisen mit ihr, und da ihr das deutsche Element viel mehr zusagte als die damals noch sehr steife dänische Etiquette, lebte er abwechselnd im Sommer auf seinen holsteinischen Gütern und im Winter in der norddeutschen Hafenstadt B. — So kommt es, daß mein ganzes Wesen von Grund aus norddeutsch ist, und daß ich auch Cornelien etwas davon anerzogen habe. — In meinem vierzehnten Jahre verlor ich meinen Vater, und meine Mutter, kaum dreißig zählend, war noch immer eine vollkommen jungfräuliche Erscheinung und ebenso jugendlich ihr ganzes Wesen. Der Tod des gütigen und von ihr kindlich verehrten Gatten bereitete ihr den ersten Schmerz ihres Lebens! —

Mit demselben Gehorsam, mit welchem sie einst Herrn von Albin geheirathet hatte, vermählte sie sich indeß später wieder auf Befehl ihres Vaters. Nur freute sie sich diesmal nicht mehr auf schöne Erdbeeren, wie damals.

Mein Stiefvater, Attaché der dänischen Gesandtschaft hier in N***, war sehr reich, und da die Besitzungen meines Vaters Mannslehen waren und meine Mutter also wenig oder nichts geerbt hatte, so wünschte

mein Großvater, dessen Gut gleichfalls mit seinem Absterben an die Krone zurückfiel, der Tochter durch diese Heirath für immer sorgenfreie Verhältnisse zu sichern. So geschah es. Ob sich aber meine Mutter mit diesem Manne glücklich fühlte, will ich dahin gestellt sein lassen. Er war ein kalter Aristokrat, wählte Kreise, die uns nicht behagten, und ließ uns viel allein auf einem abgelegenen Landsitz, wo wir ausschließlich ein Leben der Phantasie in Büchern und schönen Wissenschaften führten.

Durch Zufall lernte ich einen jungen Offizier kennen, der trotz seiner Jugend schon Wittwer und Vater eines zwei Jahre alten Töchterchens war. Wir liebten uns und er hielt um mich an, aber mein Stiefvater wies ihn ab, weil er den Plänen nicht genügte, die er für mich im Sinne trug, vielleicht auch weil er keine Lust hatte, mich auszusteuern. — Welch ein Gemüth besaß dieser junge Mann! — Ach er trug die Ahnung eines frühen Todes in sich. —

Während unseres Aufenthaltes auf unserem Landgute gestattete meine Mutter, daß er uns jeweils besuchte. Sie wurde immer trüber und bleicher und die einzigen Stunden, wo sie belebter und froher schien, waren die unseres Beisammenseins. Ich sang und

spielte leidlich Clavier und besonders war es der besprochene Choral, der dem religiösen Gefühl meines Edmund zusagte, ich mußte ihn wieder und immer wieder singen. Solcher Abende, wie der heutige, verlebten wir viele und nie waren wir glücklicher, als wenn die um die dampfende Theemaschine nach norddeutscher Sitte versammelt waren. Mein Freund meinte oft, es müsse doch gar zu schön sein, wenn man ihr verworrenes Summen zu einer Melodie gestalten könnte; er fand in dieser geheimnißvollen Musik die ganze Poesie nordischer Gemüthlichkeit. —

Da starb plötzlich mein Stiefvater und hinterließ meiner Mutter ein großes Vermögen. Nun stand unserer Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Wir wünschten, mein Bräutigam solle sogleich seinen Abschied vom Militair nehmen, aber er willigte durchaus nicht darein, er wollte den letzten großen Feldzug gegen Napoleon mitmachen, ehe er sich dem friedlichen Glücke hingab. Wir schieden als Verlobte. Ich nahm sein Töchterchen aus der Pension, in der es sich befand, zu mir, um ihm Mutter zu sein, denn ich liebte das Kind; besonders aber hing meine Mutter an der Kleinen. Nach der Abreise meines Bräutigams wurde sie oft bettlägerig. Ihre immer noch schönen und

jugendlichen Züge strahlten wie in überirdischer Liebe, wenn sie das Mädchen in die Arme schloß. Sie war damals acht und dreißig Jahre alt und ich zwei und zwanzig. Ach, erst später stieg eine Ahnung in mir auf, was die stille Krankheit meiner Mutter war. Das arme Herz hatte nie die Liebe gekannt — lassen Sie mich schweigen —“ hier umwölkten sich plötzlich die klaren Augen der Sprecherin und Thränen rannen über die bleiche Wange.

„O mein Gott“ — flüsterte Heinrich unwillkürlich.

„Sie dachte beständig darüber nach, womit wir meinen Bräutigam bei seiner Rückkehr überraschen könnten,“ fuhr Veronika fort. „Eines Tages sagte sie mir, sie möchte, daß er auf unserem Theetische eine ganz so construirte Maschine fände, wie er sie gewünscht hatte, und daß das Werk, zu welchem sie mir die Idee angab, seinen Lieblingschoral „Schau hin nach Golgatha“ spiele. Da ich sah, wie viel ihr daran lag, bestellte ich es augenblicklich bei dem berühmten Mechaniker Gebhardt, Nach wenig Monaten war es vollendet; — ach, es gewährte ihr die letzte Freude. An einem trüben Herbstabend spielte es zum erstenmal; sie saß im Bette aufrecht, die Kleine im Arm und lauschte mit

kindlicher Andacht. „Mögt Ihr einen schönen Gottesdienst der Liebe bei dieser Orgel feiern,“ — sagte sie. „Mache ihm seine Häuslichkeit lieb und traut, damit er stets gern bei Dir weilt; glaube mir, eine einsame Frau ist das ärmste Geschöpf! Mache ihn glücklich, meine Veronika, er verdient es.“ „Großmama,“ lallte das Kind und schlang seine Aermchen liebkosend um den Hals der schönen, jugendlichen „Großmutter.“ Da rötheten sich ihre Wangen fieberhaft und sie verbarg große Thränen an dem Halse des „Enkelchens.“ — „Weißt Du, Veronika,“ sagte sie plötzlich mit wehmüthigem Lächeln, „daß ich auf meine alten Tage noch zu dichten beginne? Gestern machte ich folgende Verse:

Danke Gott, beglückte Seele —
Liebe ist dein irdisch Heil
Und im Tode wird verklären
Liebe dein unsterblich Theil.

Liebe duldete am Kreuze,
Starb für dich auf Golgatha
Und ist fern auch, was du liebest,
Immer ist die Liebe nah.

Tröste dich, wenn selbst hienieden
Du die Liebe findest nicht,
Fühle, daß ein Gott dir lebet,
Dem an Lieb' es nie gebricht! —

„O, Mutter," rief ich tief erschüttert, „warum das, fehlt es Dir denn an Liebe? lieben wir Alle Dich nicht zärtlichst?" Ich drückte sie weinend an's Herz. Da wurde ein Brief hereingebracht. „Von ihm!" rief sie und erbrach das Schreiben. Leblos fiel sie in die Kissen zurück. Ich riß den Brief aus ihren erstarrten Händen — es war die Anzeige von meines Verlobten Tode. Ich stürzte hinaus, um meiner Mutter meinen Schmerzensausbruch zu verbergen. Im nächsten Zimmer sank ich in die Kniee und betete um Kraft; plötzlich hörte ich seltsame Töne, die mich erbeben ließen und zugleich weinte das Kind, ich eilte in Todesangst hinein. Da lag sie im letzten Kampf. „Mutter, Mutter!" schrie ich verzweifelnd, „laß mich nicht allein in meinem Elend." — Sie legte mir mit unbeschreiblicher Liebe die Kleine an die Brust, ich umschlang beide und sog den letzten Hauch der reinen Lippen ein, dann fiel ich bewußtlos zusammen und vernahm nur, wie aus einer andern Welt die Melodie „Schau hin nach Golgatha!" Erlassen Sie mir, Ihnen zu schildern, was ich litt. Ich kämpfte ein Jahr lang mit einer Brustkrankheit, aber meine jugendlich frische Natur trug den Sieg davon. War mir doch eine Blume des Glücks aus dem blutigen

Grabe meines Geliebten erwachsen, sein Töchterchen, sein Fleisch und Blut, ein Stück seiner selbst. Ich hatte ihn also nicht ganz verloren, war nicht allein. Ja die Kleine glich ihm so sehr, daß ich mit stiller Seligkeit sein Bild vor mir lebendig werden sah. — Der doppelte Schlag hatte jedoch meine Seele so erschüttert, daß ich die Abgeschiedenheit bedurfte und suchte. Ich kaufte mir ein kleines Gut in der Provinz R., wo ich mich lediglich dem schmerzlichen Glück der Erziehung meiner Antonie und dem Andenken an den Geliebten widmete. Ich ließ die Leute reden, was sie wollten, und verschloß mich ganz in meine kleine Gefühlswelt. Was die Literatur Neues brachte, las ich; in Allem fand ich ja mich selbst und meinen Schmerz wieder. Ich wurde nach und nach nicht nur ruhiger, sondern glücklich; das beständig einsame Dasein, welches ich führte, ließ alle Bilder meiner Erinnerung eine so wahrhaftige greifbare Gestalt annehmen, daß mein Bräutigam völlig wieder auferstand; auch meine gute Mutter, alles was mir lieb war, umgab mich. So waren mir die Todten lebendig und die Lebendigen, mit Ausnahme meines Kindes, todt. Je glücklicher ich mich in diesen Träumen fühlte, desto ängstlicher vermied ich jede Berührung mit der Wirklichkeit,

damit die zarten Gewebe meiner Phantasie nicht von ihr zerrissen würden. Es fiel mir auch nicht schwer, denn Niemand kümmerte sich um die Unbekannte. Eine herrliche Natur entzückte mich mit ihren stets wechselnden Reizen; eine treffliche Dienerin führte meinen kleinen Haushalt und so lebte ich, der Welt gänzlich entfremdet, 14 Jahre lang meinem Pflegling, meinen Büchern und meinen Todten. Dies die Ursache, warum ich Ihnen zu jung für mein Alter erscheine; ich bin mitten in meinem Leben um viele Jahre aufgehalten worden. Als jedoch Antonie erwachsen war, sah ich ein, daß ich das lebensmuthige blühende Mädchen nicht auch zur Einsiedlerin machen dürfe. Mein elterliches Haus hier in N** stand leer und ich beschloß denn, hierher zu ziehen und mein Adoptivkind in die Gesellschaft einzuführen; aber wie erstaunte ich, diese ganz anders wiederzufinden, als ich sie verließ. Seit der Friede auf's Neue dem Lande lächelte, seit kein allgemeines Unglück mehr den Seelen seinen ernsten Stempel aufdrückte, erschienen mir die Menschen egoistischer, materieller. Man kokettirte wohl noch mit einer gewissen Empfindsamkeit, aber es kam mir vor, als sei mit dem wahren Schmerz auch die wahre Empfindung erloschen. Die Zeit war eben weiter ge-

schritten und ich während meiner langen Abgeschiedenheit stehen geblieben. Ich fühlte, daß ich diese Welt nicht verstand und man ließ mich sogar merken, daß ich nicht mehr hinein passe. Da ich durch mein vieles Lesen Antonien und mir Kenntnisse und auch wohl einiges Urtheil gebildet hatte, interessirten sich mehrere Gelehrte für uns und so zog ich mich mit vollkommener Zustimmung Antoniens abermals aus der Gesellschaft zurück, um ganz nach meinem Geschmack einen Kreis gleichgesinnter Männer und Frauen um mich zu versammeln. Auch der unglückliche Republikaner Erwing wurde bei mir eingeführt; bis dahin noch ein geachteter ruhiger Mann und angesehener Schriftsteller. Er liebte und heirathete meine Antonie; nach einem Jahre kam Cornelia zur Welt. Damals entwickelte Erwing schon seine gefährlichen politischen Tendenzen. Er war ein edler Mensch und opferte sich ganz seiner Ueberzeugung, aber auch leider seine Frau mit, die der Kummer um ihn verzehrte. Gott nahm sie von der Welt, ihr Tod riß alle Schranken ein, die Erwing bisher noch zurückgehalten hatten, und der Schmerz um sie steigerte seinen politischen Grimm auf's Aeußerste. — Bald darauf mußte der Unglückliche nach Amerika flüchten, um dort zu sterben. Hier

ist nun die doppelte Waise, der ich seit der Flucht ihres Vaters Mutter bin, wie ich es ihrer Mutter war. Ich erfülle damit eine süße heilige Pflicht gegen den verlorenen Geliebten und in ewiger Jugend lebt und webt er um mich und segnet meine Bemühungen für seine Enkelin!"

Die alte Jungfrau schwieg mit gerötheten Wangen; sie hatte die Hände über ihrem Strickzeug gefaltet und schien ganz in die Vergangenheit versunken. Cornelia saß, den Kopf in die Hand gestützt, gedankenvoll da. „Welch ein Angesicht in seiner ruhigen siegreichen Pracht," sagte sich Heinrich, „welch ein Haar, ein Hals, ein Arm! Welche Bewegungen und Linien! Welche Anmuth! — Ja es ist der Geist, der diesen Stoff belebt, und warmes Blut, das ihn so rosig durchschimmert!" Er legte seine Hand offen vor sie auf den Tisch, sie legte die ihre hinein. Das war nichts Besonderes, aber ihre Wangen erglühten; es schien ihr, als zöge er ihren Kopf zu sich hin, so daß sie ihn zu ihm neigen mußte und dennoch hielt er ruhig ihre Hand in der seinen. Veronika, von ihrer Erinnerung hingerissen, stand auf, um Heinrich das Bild ihres Geliebten zu holen. Sie waren allein! Ein Blitz zuckte auf in Ottmars Gesicht — Heinrich

und Henri hatten gewechselt, der Moment hatte Henri unwiderstehlich gelockt. Er zog langsam Corneliens Hand an sich, beugte sein schönes Gesicht dicht zu dem ihren, seine Augen glänzten in unbeschreiblicher Liebe und seine Stimme war getränkt von Innigkeit, als er flüsterte: „Armes Herz, was müssen Sie schon früh gelitten haben und noch jetzt in der Erinnerung um Ihren unglücklichen Vater leiden. O, könnten Sie in die Tiefen dieser Seele schauen und wüßten Sie, wie ich mit Ihnen fühle — o Liebe —" er drückte seine Lippen leise auf ihre Hand und ließ sie darauf ruhen, ohne sie zu küssen. Cornelia athmete kaum; — wie ein elektrischer Schlag traf es ihr ganzes Wesen. Sie fühlte, daß ein neues, nie gekanntes Glück sie durchdringe, und ließ seine Schauer regungslos über sich ergehen. Da spielte die Orgel langsam die Strophe: „Selbst Engel weinen" und verstummte. Henri hob den Kopf und fragte sie leise: „Was denken Sie jetzt von mir?"

Sie hätte um Alles nicht antworten können, aber sie sah ihm in die Augen mit einem Ausdruck, so träumerisch und glühend, daß Henri keiner Worte weiter bedurfte. Sein geübtes Ohr hörte Veronika kommen.; er schob sich in seinen Stuhl zurück und

machte Cornelia aufmerksam, die ganz in ihr Gefühl versunken war. Veronika zeigte Henri das Miniaturbild ihres Bräutigams, und fand es bei diesen Erinnerungen ganz natürlich, daß Cornelia plötzlich in Thränen ausbrach. Cornelia wußte selbst nicht, warum, denn schmerzliche Erinnerungen hatte sie eigentlich nicht. Was man in der ersten Kindheit erfährt, prägt sich nicht so lebhaft ein und ihre Jugend war unter Veronika's Schutz eine glückliche gewesen. Der Gedanke an ihre erste Liebe konnte es noch weniger sein, denn diese erschien ihr gerade jetzt wie ein Traum. Was war es denn? Was war denn geschehen? Er hatte ihr gesagt, daß er sie bemitleide — das war sehr einfach, sie hatte ihm die Hand gegeben und er dieselbe geküßt, nein, nicht einmal geküßt! — er hatte nur seine Lippen darauf ruhen lassen — aber das, gerade das war es vielleicht! — wie seltsam!

Henri's Kennerblick las alle diese Gedanken in Cornelia's Gesicht. Mit jubelnder Genugthuung sah er das Netz sich über die Schwingen ihrer Seele legen. „Cornelia," sagte er leise, während Veronika Maschen zählte, „Sie denken wieder über das Wesen der Sympathie nach, aber Sie werden es doch nicht ergründen!"

„Sie haben Recht," antwortete sie.

Mechanisch hatte sie mit einem ihrer Ringe gespielt und er glitt ihr nun aus der Hand, Henri fing ihn auf und steckte ihn ihr lächelnd an den Finger. Wieder erröthete sie. Warum denn nur? fragte sie sich selbst unwillig.

„Unser Kind ist traurig," sagte er mit jenem treuherzigen Ausdruck zu Veronika, der die Frauen stets vermocht hätte, ihr Leben für ihn zu lassen.

„Womit können wir sie denn erheitern?" — Cornelia, wie gebannt von dem Zauber dieses Tones, erwiederte nichts.

„Wie liebenswürdig Sie sind!" sagte Veronika.

„Sind Sie böse, daß ich Sie „unser Kind" nenne?" fragte Henri mit trefflich geheuchelter Naivetät. „Nicht wahr, ich bin zu schnell vertraulich geworden? Seien Sie lieb und halten Sie es meiner warmen und wahrhaftigen Natur zu Gute. Später oder früher werden wir uns doch inniger begegnen, das weiß ich, warum also um leidiger Formen willen die schönen Momente verschieben und also auch verlieren? Ich möchte Sie gerne in mein Herz aufnehmen, sorglich und beschützend wie — ein Vater, — Fräulein Veronika erlaubt es mir, ich weiß es gewiß. Seien Sie unser liebes Kind

und lassen Sie sich noch ein wenig von mir erziehen!“ Er stand auf und trat in seiner vollen Mannesgröße vor sie hin, sich zu ihr niederbeugend und gütig ihre beiden Hände fassend, aber das mächtige Pochen seines Herzens, das Cornelia so nahe an ihrem Ohr hörte, stimmte seltsam zu dieser väterlichen Rede. Dies war eben der wohlberechnete Reiz, den er für sie gewann, die männlich schöne Ueberlegenheit, die sich in dieser väterlichen Bevormundung ausprägte und sie unwillkürlich zu einer kindlichen Ehrfurcht zwang und wiederum die schwärmerische, fast jünglingshafte Zärtlichkeit, die sich tief vor ihr beugte, um sie schwindelnd hoch zu erheben.

„Erziehen Sie mich denn, aber erlauben Sie mir, dies auch noch ein wenig mit Ihnen zu thun,“ sagte sie verwirrt lächelnd und stand auf.

„Gewiß,“ erwiderte Henri, „ich bedarf dessen mehr als Sie! O ich will Ihnen blindlings folgen; was diese reinen Lippen sagen, soll mein Orakel sein!“ Er heftete seine Augen mit brennendem Verlangen auf den frischen, edel geformten Mund des Mädchens.

Er fühlte, daß es besser sei, zu gehen und den Eindruck still in ihr nachwirken zu lassen. Mit gewaltsamem Entschluß ließ er Corneliens Hände los

und verabschiedete sich rasch; als er die Thür öffnete hörte er seinen Namen leise rufen, er wandte sich um, Cornelia war ihm einen Schritt gefolgt und fragte mit lieblicher Innigkeit: „wann kommen Sie wieder?“

„Cornelia!“ rief Henri und wollte nochmals auf sie zueilen. Doch Heinrich hielt das entflammte Gefühl mit furchtbarer Kraft im Zaum, — machte Cornelien eine ernste Verbeugung und sagte in väterlichem Tone: „Sobald ich kann, komme ich wieder. Noch weiß ich nichts Bestimmtes!“ Dann verließ er, ohne sich umzusehen, das Zimmer.

„Was war das?“ fragte sich Cornelia und legte die Hand über die Augen, „war es nicht, als spräche ein Anderer aus ihm? Rief er nicht noch so warm meinen Namen und eine Secunde darauf verläßt er mich so fremd, so kalt! Kann denn eines Menschen Stimmung so jäh wechseln? Launen, ja, die können sich im Fluge ändern, das weiß ich an mir; aber was man fühlt, was man tief und fest im Herzen trägt, darf man das so plötzlich verleugnen, kann das einer Laune unterworfen sein? Was ist nun Wahrheit, seine Kälte, seine Wärme — oder sind sie beide neben einander möglich? Ach grüble nicht, ungläubiges Herz, was er dir heute gegeben, ist Wahr-

heit, das laß dir genügen, und wo du ihn nicht verstehst, da glaube an ihn." Tief aufathmend warf sie sich vor Veronika auf die Kniee und legte den Kopf auf ihren Schooß: „Ach Veronika, wie konntest Du leben, ohne den Mann, den Du liebtest, zu besitzen?"

* * *

„Welch' eine Hingebung!" dachte Henri beim Heimgehen in der stolzen Ueberzeugung eines gewissen Sieges.

„Nimm Dich in Acht," dachte Heinrich. „Diese Hingebung ist keine verliebte Schwäche, sie ist das unbedingte Vertrauen, das jedes unschuldige, liebende Mädchen in den Mann ihrer Anbetung setzt. Mißbrauchst Du dies Vertrauen je, so wirst Du mit Schrecken ihre Widerstandskraft erkennen!"

XII.

Die Brautschau.

„Mein werther Herr von Ottmar!" sagte der Fürst, dem eintretenden Heinrich die Hand entgegenstreckend. „Sie haben sich wie ein Held aus der widerlichen Affaire gezogen, die ich Ihnen leider nicht ersparen durfte. Soll ich etwas für Ihren Schützling thun? Machen Sie mir Vorschläge, wie man sich des jungen Mannes annehmen könnte!"

Heinrich hatte sich vorgesetzt, den Spröden zu spielen und er war heute gerade in der rechten Laune dazu. Mit der Miene eines schwer Gekränkten verbeugte er sich.

„Ich danke unterthänigst, Durchlaucht. Albert Preheim ist bereits durch mich versorgt. Ich bin glücklich, Ew. Durchlaucht bewiesen zu haben, daß ich meinen Schutz keinem Unwürdigen zuwandte und jeder=

zeit als Mann meine Handlungsweise vertrete. Ich habe Albert als Verwalter meiner Güter placirt, welche durch meine lange Abwesenheit in Verfall gerathen sind. Auch wage ich es, Ew. Durchlaucht um Urlaub auf unbestimmte Zeit zu bitten, damit ich ihn in seine Geschäfte dort einführen könne."

„Wie, Sie wollen mich verlassen, jetzt, wo ich am meisten Ihrer bedarf?"

„Wenn ich hoffen könnte, daß Ew. Durchlaucht meiner noch bedürften, so würde ich mich glücklicher fühlen, als es gegenwärtig der Fall ist."

„Glauben Sie, Ottmar, daß je eine Zeit kommen wird, wo wir uns gegenseitig entbehrlich werden? Ich halte mehr von Ihrer Freundschaft für meine Person, wenn Sie auch als unabhängiger Mann den Fürsten missen können."

„Durchlaucht, lassen Sie mich offen sein. Wie treu ich Ihnen unterthan bin, die schlaflosen Nächte, in denen ich mit Durchlaucht die schweren Arbeiten und Sorgen für Ihr Land getheilt, meine entfremdete Heimath, meine zerfallenen Güter mögen es Ihnen beweisen. Weil ich ein Anhänger Höchstihres Systems und der Geistlichkeit war, mußte ich mit meinem Hofe brechen; bei Ihnen fand ich eine meiner politischen Ueberzeu-

gung zusagende Thätigkeit, eine nur zu große äußere Anerkennung meiner schwachen Verdienste und den höchsten Lohn in Ihrer persönlichen Freundschaft. Jetzt aber, Durchlaucht, stehe ich da als ein compromittirter Mann, als ein Comödienheld, der zum Entzücken des Pöbels den Märtyrer seiner eigenen Sünden spielte. Das, Durchlaucht, ertrage ich nicht. Die Gesellschaft hat ein krankhaft feines Gefühl für das Unschickliche, weit mehr als für das Verbrechen; ein im Geheimen verübtes Vergehen kann sie ignoriren, nicht aber eine offenkundige Unschicklichkeit. Nicht um meiner Schuld, aber um des öffentlichen Eingeständnisses derselben willen wird man mir den Rücken wenden und ich muß mich in die Einsamkeit zurückziehen, da ich nicht dulden kann, daß man mit Fingern auf mich zeigt.“ —

Der Fürst lächelte: „O, ist es nur das, was Sie wegtreibt, so beruhigen Sie sich, Ottmar, ich werde Sie vertreten. Glauben Sie, ich hätte von meinem Freunde verlangt, daß er sich bloßstelle, wenn ich nicht die Mittel besäße, seine Beschämung jeden Augenblick wieder gut zu machen? Ich staune über Ihre Naivetät, Ottmar. Sollten Sie die Gesellschaft nicht besser kennen? Ja, wenn ich Sie fallen ließe, dann wären

Sie geächtet, wenn aber ich Sie halte, trägt man Sie auf Händen. Wozu wäre ich denn regierender Herr, wenn ich nicht einmal diese Hand voll Marionetten, die sich zunächst um meinen Thron gruppiren, zu leiten vermöchte? Reisen müssen Sie allerdings, aber in meinen Angelegenheiten; wollen Sie nebenbei nach Ihren Gütern sehen, so habe ich nichts dawider, aber ich bitte Sie, nicht länger dort zu verweilen, als unumgänglich nöthig ist; wollen Sie?"

„Meine Zeit hat für mich nur den Werth, den sie für Ew. Durchlaucht hat. Kann ich daher für Höchstdieselben wirken an einem andern Orte, als hier, so gebieten Sie über mich."

„Sie werden sich auch hier wieder wohl fühlen, wenn Sie die unangenehme Sache selbst vergessen haben. Vorderhand wollen wir den Leuten mit einem eclatanten Zeichen meiner fortdauernden Gunst den Mund versiegeln. Ich werde Sie heute Abend noch als Graf von Ottmar bei meiner Mutter vorstellen."

„Durchlaucht! In Wahrheit, ich weiß nicht, wie ich Ihnen für so viel Gnade danken soll!"

„Wie ein Freund dem andern, durch aufrichtigen Rath und Beistand, wo ich dessen bedarf!" Der

Fürst richtete seine großen blauen Augen mit so wohlwollendem Ausdruck auf Ottmar, daß dieser selbst erstaunte.

„Ich weiß zwar, ich mache mit dem Grafentitel die Beschämung nicht wieder gut, die ich Ihnen auferlegte; möge Sie aber das Bewußtsein belohnen, daß Sie sich durch diese That der Selbstverleugnung mein Vertrauen und meine Gewogenheit in noch höherem Grade erworben haben, als Sie dieselben schon besaßen. Und so, mein Freund, sollen Sie mir heute in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens rathen. Ich habe Sie beschieden, um mit Ihnen die Heirath zu besprechen."

Kenne ich die Prinzessinnen?" fragte Heinrich.

„Eine davon gewiß, die andere sollen Sie kennen lernen. Die Eine ist Prinzessin Ottilie von H."

„Wie!" rief Heinrich, den seine Ruhe fast verließ, „Prinzessin Ottilie?"

„St! pas si haut, mon ami, die Wände haben Ohren, bedenken Sie, daß es noch strenges Geheimniß ist; Sie sollen die Sache erst zur Reife bringen. Ich habe also die Wahl zwischen der Prinzessin Ottilie und der Prinzessin Marie von D. Letztere soll noch ein halbes Kind sein, erstere aber nicht mehr in der Blüthe der Jugend. Ich will nicht die wählen, welche

mir besser gefällt, sondern die, welche ihrer Stellung als Herrin meines Reichs am meisten genügt; es ist mir ja doch nicht vergönnt, nach Wahl des Herzens zu freien. Mein Herz, das wissen Sie, gehört der lieblichen Hellbach; ich kann sie weder zu mir als Gattin erheben, noch zu meiner Maitresse erniedrigen und habe es gelernt, meine Wünsche unterzuordnen. Das Privatglück, welches mir meine Frau bereiten kann, ist lediglich, daß sie keine Ansprüche auf meine Liebe mache, die mit diesem einen Bilde in meiner Brust verwachsen ist und daß sie mir keine Neigung aufdringe, die keinen Werth für mich hat. Achtungsvolle Freundschaft und ein reines Bewußtsein ist Alles, was ich gebe und fordere."

Heinrich hatte lange nachdenklich geschwiegen. —

„Es ist wenig, was Durchlaucht von Ihrer Gemahlin verlangen und dennoch die schwierigste Zumuthung, die einer Frau werden kann. Sie soll dem ihr angetrauten Gatten kein Gefühl bieten und keines von ihm wollen, als das, was man dem Fremdesten gewährt. Sie soll Ihrem Lande den Thronerben schenken und gegen den Vater ihres Kindes kein anderes Benehmen beobachten dürfen, als das der kältesten Etiquette. Sie darf aber auch keinem Andern die Liebe

geben, die der Gemahl verschmäht, darf durch keinen Andern ein Glück genießen, das er ihr versagt und soll dabei stets ein ruhiges Wohlwollen für den Mann empfinden, der sie so um die Freuden der Ehe gebracht hat? Verzeihen Sie mir, Durchlaucht, ich bin Kenner des weiblichen Geschlechts, das ist eine Aufgabe, der nur eine Prinzessin genügen kann, das heißt eine solche, die im wahren Sinne des Worts Prinzessin ist; nicht ein junges unreifes Wesen, welches nur die Maske seines Standes trägt, und dem seine Menschenrechte noch seinen Hoheitsrechten vorgehen. Eine Fürstin, wie sie für Eure Durchlaucht paßt, welche die ersten lebhaften Anforderungen des Herzens überwunden und sich resignirt hat, die Pflichten ihres Standes als Hauptnothwendigkeit zu betrachten, ist Prinzessin Ottilie. Dabei ist sie geistvoll, jungfräulich liebenswürdig, ihre Repräsentation ist wahrhaft fürstlich und ihre Erscheinung, wenn auch nicht mehr blühend, doch von hohem Reiz."

„Wenn Sie das finden, der so viel verlangt, muß sie wahrhaft bedeutend sein in jeder Beziehung," sagte der Fürst. „Sie haben darin Recht, daß ich einem jungen Wesen, wie Prinzessin Marie, kaum solche Verzichtleistungen zumuthen dürfte. Auch ist die Geistlich=

keit mehr für die Vermählung mit Ottilien, weil man sich viel von ihrem Einfluß auf ihren protestantischen Oheim, den Fürsten von H*** verspricht. Es sind nur die Bedenken, daß Ottilie kränklich sein soll und dadurch die Nachkommenschaft in Frage gestellt sein dürfte."

O, das glaube ich nicht, Durchlaucht. Sie ist nervös, wie alle geistig gehobenen weiblichen Naturen, diese gedeihen meist in der Ehe am besten. Die Aerzte schwatzen viel übertriebenes Zeug, auch liegt es nicht in ihrem Interesse, daß die freigebige Prinzessin vermählt wird und das Land verläßt. Ich habe sie ja so lange beobachtet und kann Ew. Durchlaucht versichern, daß sie kein ernsteres Leiden hat, als alle Damen ihres Standes und Alters."

Der Fürst ging mehrmals im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Ottmar stehen: „Rathen Sie mir nach Gewissen, Ottmar? Denn bedenken Sie, der Thronerbe ist der einzige Zweck des schweren Opfers, das ich bringe."

„Egoist!" dachte Heinrich bei sich.

„Durchlaucht," erwiederte er laut, „ich bin kein Arzt. Ich kann nur sagen, wie ich sie als Laie beurtheile, und daß ich sie nie krank gefunden habe."

Wieder ging der Fürst hin und her. „Soll ich es wagen?“

„Wagen Sie es, Durchlaucht!“

Der Fürst wandte sich zum Schreibtisch. Er zeigte Heinrich ein Bild. „Ist das ähnlich?“

„Ja, Durchlaucht, aber sie ist schöner,“ sagte dieser, nicht ohne innere Rührung die milden edeln Züge Ottiliens betrachtend. —

„Nun sehen Sie hier Mariens Bild.“

Heinrich zog die Stirn kraus, als er das Bild erblickte. „Ich würde nicht den Muth haben, diese Dame zu wählen. Diese Augenbrauen, dieser aufgeworfene trotzige Mund!“ —

„Ja, das Bild Ottiliens gefällt mir auch besser!“ meinte der Fürst.

„Und endlich, ich finde keinen Zweck bei dieser Verbindung. Was ist einem Fürsten wie Euer Durchlaucht eine Allianz mit dem Ländchen D. Die Prinzessin Ottilie hingegen ist außerordentlich reich, eine freundschaftlichere Beziehung mit H. wäre in jeder Hinsicht zu wünschen und Ottilie ist Katholikin, sie könnte — also —“

Eine Uhr schlug zehn. Der Fürst sprang auf.

„Die Conferenz muß beginnen. Ottmar, Sie sind

mein Bevollmächtigter, reisen Sie morgen, unterhandeln Sie für mich am H....schen Hof. Besprechen Sie sich mit den Aerzten und wenn Sie es für gerathen halten, so werben Sie mir in Gottes Namen Ottilie zur Gemahlin. Nach allem, was Sie sagen, paßt sie noch am besten für mich. Das Opfer muß einmal gebracht werden. Adieu, auf Wiedersehen im Staatsrath, lieber Graf!"

So wurde über das Wohl und Wehe eines ganzen kostbaren Lebens entschieden und wieder ein Opfer verlangte Heinrichs Egoismus. Der Zufall hatte ihm dieses in Gestalt Ottiliens in die Hand gespielt. Heinrichs Entschluß stand fest. Er wußte wohl, daß wenn Ottilie seine Beschützerin am N***schen Hofe werde, seine Macht eine unbegrenzte und unerschütterliche sei; denn daß es ihr bei ihrem Geiste gelingen müsse, den Fürsten wie das Land zu beherrschen, bezweifelte er nicht. Jedenfalls war sein Einfluß auf Ottilie gesicherter, als auf eine fremde Prinzessin; die Heirath mit letzterer mußte also um jeden Preis hintertrieben werden, sie hätte ja alle seine Hoffnungen vereiteln können. Als er durch die Vorzimmer hinschritt, war sein Plan bereits fertig und jenes siegreiche Lächeln spielte um seine Lippen, welches immer an

ihm zu bemerken war, wenn er die Menschen in seiner Hand wie Puppen leitete. — Sogleich wurde Alles zur Reise vorbereitet.

„Anton," sagte Heinrich während des Packens, „hast Du bei Deiner Durchreise die Prinzessin Ottilie nicht in H. gesehen?"

„Nein, gnädigster Herr! Sie fährt sehr selten aus, denn sie soll noch leidender sein, als früher."

„Anton, thue mir um Gotteswillen den Gefallen und verrathe das keinem Menschen, hörst Du?! Mach', daß Du mit Packen fertig wirst und geh' heute Abend noch in die Hohmeier'sche Restauration dort findest Du den Kammerdiener des fürstlichen Beichtvaters, Ehrhardt, man wird ihn Dir zeigen, wenn Du nach ihm frägst, diesem geselle Dich wie zufällig. Erzähle ihm von H. und bringe das Gespräch auf die Prinzessin Ottilie. Dann berichte, was Du weißt und kannst von ihrer Schönheit, ihrer Frömmigkeit u. s. w. Sieh zu, daß Du so viele Zuhörer als möglich bekommst, je mehr je besser. Sprich von ihren Haaren, ihren Augen, besonders aber ihrer Freigebigkeit, kurz — mach' Allen den Mund wässerig, laß aber ja keine Absicht durchblicken!"

„Ich verstehe, gnädiger Herr," sagte Anton lächelnd,

„ich will es so fein als möglich einfädeln und morgen soll die ganze Stadt von dem Lobe der Prinzessin voll sein.“

„Das ist recht, mein Alter, ich denke, Du hast auf dem Dorfe nichts verlernt,“ bemerkte Heinrich vergnügt. —

Es zog ihn noch einmal zu Cornelien, aber der Abend ging in allerlei Vorbereitungen zur Reise hin und der Plan, wie Ottilie für den Fürsten zu gewinnen sei, forderte Sammlung und Zeit zum Ueberlegen. Er wollte sich nach der Rückkehr entschädigen und sich jetzt gänzlich seiner Sendung widmen. Die Frage: „Wie soll ich vor sie hintreten, wie sie für einen Andern werben, ohne sie zu beleidigen, da ich weiß, daß sie mich liebte und vielleicht noch liebt?“ Diese Frage beschäftigte ihn am meisten und hatte ihrer Schwierigkeit willen einen eigenthümlichen Reiz für ihn. —

Im Laufe des Abends brachte ein Hofbeamter eine Anweisung auf 5000 fl. für den „Gräflich Ottmar'schen Verwalter Albert Preheim.“

Der Fürst hatte ihm diese Summe als eine Art Schmerzensgeld aus seiner Privatkasse bestimmt. Er wollte sich nicht von Heinrich's stolzer Beschei-

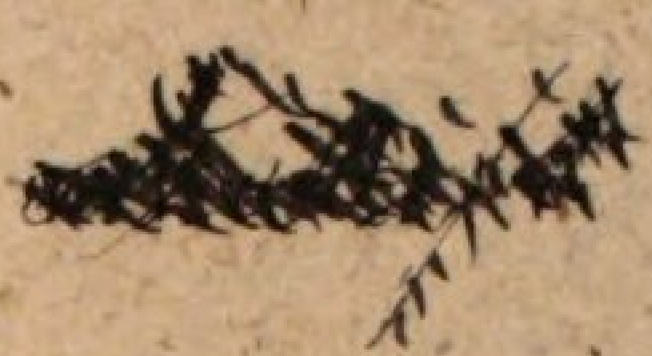
denheit beschämen lassen und hiermit die Ungerechtigkeit vergüten, welche Albert allein auf Heinrich's Hilfe angewiesen hatte. — Albert's Freude war grenzenlos, aber noch größer sein Dank gegen Heinrich, den er wieder als mittelbare Ursache auch dieser Wohlthat ansah. — So reisten sie ab, Albert und Anton als glückliche Menschen, nur Der, dem Beide ihr Glück verdankten, den Beide liebten und verehrten als ihren Halt, er kannte kein Glück, keine Zufriedenheit, er war haltlos in sich und theilnahmlos selbst für die, denen er Gutes that. —

Die Stadt lag bereits hinter ihm. Er blickte zurück nach Corneliens Haus, von dorther färbte das Morgenroth den Horizont, von dorther sollte seine Sonne über ihm aufgehen, sollte ihm Licht und Wärme kommen und in ahnungsvoller Sehnsucht schaute er über die schneeigen Felder hin nach jenem goldenen Streifen im Osten. Der Morgenwind strich ihm schneidend über die Stirn, unter dem Schnee lagen hie und da dürre Zweige erfrorenen Unkrauts, kein Vogel, kein Insect regte sich weit und breit, die erstarrte Natur erwartete schweigend den Frühling. So war es auch ihm. Seine Sendung, seine kleinlichen Intriguen, alles trat ihm in diesem Augenblicke in

den Hintergrund und bedeckte sich mit der Eisdecke unendlicher Gleichgültigkeit. Aus jenem Lichtstreif sollte das Leben kommen, auch ihn zu erlösen und zwischen dem erstorbenen Unkraut frische Keime hervorzulocken. Die aufgehende Sonne warf ihren rothen Schein ihm in die Augen, daß sie thränten; es war ihm, als flössen diese Thränen aus der eigenen Brust, als hätte sie sein eigenes Gefühl, nicht das Licht hervorgetrieben, als möchte er deren noch mehr vergießen. Doch er täuschte sich, denn da er die Augen von dem grellen Strahle abwandte, versiegte der trügerische Quell. Der fühllose Mann konnte nicht weinen, der Segen der Thräne war ihm versagt und der entschwundene Zauber ließ den Egoisten, den ewig kalten, unbefriedigten zurück.

Ende des ersten Bandes.





Hillern, Wilhelmine von, 1836-1916

Doppelleben Roman

Bd.: 1. Band

Berlin 1865